



Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2024

Wahr-Zeichen. Zeitzeugen der Geschichte





Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2024

Wahr-Zeichen. Zeitzeugen der Geschichte

Denkmalpflege in der Stadt

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz,
Direktion Landesdenkmalpflege



Inhalt

Grußwort <i>Michael Ebling,</i> <i>Minister des Innern und für Sport</i>	1	12 Das Rathaus in Neustadt an der Weinstraße <i>Dr. Stefan Ulrich</i>	30
Vorwort <i>Dr. Heike Otto, Dr.-Ing. Markus Fritz-von Preuschen</i>	3	13 Die „Wachport“ in Filsen <i>Laura Grallert / Kent Michaelis</i>	32
EINLEITUNG		14 Die Fruchthalle in Kaiserslautern <i>Delia Kottmann</i>	34
Urbane Wahrzeichen: Historische Städte in Rheinland-Pfalz <i>Dr. Georg Peter Karn</i>	4	15 Das ehem. Amtsgericht und Gefängnis in Annweiler am Trifels <i>Mirko Monschauer</i>	36
STADTBEFESTIGUNGEN		16 Die Grüne Brücke am Feldbergplatz in Mainz <i>Dr. Kathrin Nessel</i>	38
1 Die Stadtmauern von Bacharach, Oberwesel und Freinsheim <i>Dr. Maria Wenzel</i>	8	17 Das Parkhaus von Gottfried Böhm in Landau <i>Dr. Leonie Köhren</i>	40
2 Bachturm und mittelalterliche Stadtmauer in Freinsheim <i>Jan Landschreiber / Anna Klassen</i>	10	ÖFFENTLICHER RAUM	
3 Rheintor, Neutor und Pulverturm in Linz am Rhein <i>Dr. Reinhard Lahr</i>	12	18 Protestantische Pfarrkirche und Marktplatz in Rockenhausen <i>Ellen Hofmann / Lucy Liebe</i>	42
4 Die Pestkreuznische in der Andernacher Stadtmauer <i>Martin Hammer</i>	14	19 Der Stadtpark in Mainz <i>Dr. Georg Peter Karn</i>	44
5 Die „Deichstadt“ Neuwied <i>Dr. Reinhard Lahr</i>	16	20 Friedrich-Ebert-Halle und Quellgarten in Ludwigshafen <i>Nadine Neft / Matthias Ehringer</i>	46
6 Die Grevenburg oberhalb von Traben-Trarbach <i>Jutta Hundhausen</i>	18	21 Paolo Portoghesi in Pirmasens <i>Dieter Krienke</i>	48
SAKRALBAUTEN		22 Die Nagelsäule in Mainz <i>Claudia Gerner-Beuerle</i>	50
7 Die evangelische Johanniskirche in Mainz <i>Dr.-Ing. Markus Fritz-von Preuschen</i>	20	23 Bad Ems – eine bedeutende Kurstadt Europas <i>Nadine Hoffmann</i>	52
8 Der Wormser Dom <i>Aquilante De Filippo</i>	22	24 Das Allianzhaus in Mainz <i>Dr. Leonie Köhren</i>	54
9 Die Liebfrauenkirche in Koblenz <i>Manfred Böckling</i>	24	INDUSTRIE UND WIRTSCHAFT	
STÄDTISCHE BAUTEN		25 Die ehem. Celluloidfabrik Kirmeyer & Scherer in Speyer <i>Dr. Alexandra Fink</i>	56
10 Die Hofhäuser in Landau <i>Jörg Seitz</i>	26	26 Der Schlachthof in Worms <i>Dr. Katinka Häret-Krug</i>	58
11 Leininger Oberhof in Grünstadt/Pfalz <i>Jan Landschreiber</i>	28	27 Der Mainzer Erdal-Frosch <i>Claudia Gerner-Beuerle</i>	60



Grußwort

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

der diesjährige Tag des offenen Denkmals® ist den „Wahr-Zeichen. Zeitzeugen der Geschichte“ gewidmet. Das Motto stellt die symbolhaften Qualitäten der Kulturdenkmäler und ihre besondere Funktion als Chronisten der Vergangenheit in den Mittelpunkt. Rheinland-Pfalz freut sich sehr, in diesem Jahr Gastgeber für den bundesweiten Auftakt des Tag des offenen Denkmals® mit einem großen Open-Air-Event in Speyer zu sein. Mit seiner annähernd 2000 Jahre alten Geschichte, den beiden UNESCO-Welterbestätten sowie als Zentrum mittelalterlichen jüdischen Lebens steht die Stadt stellvertretend für den Reichtum des kulturellen Erbes unseres Landes.

Mit den römischen Monumenten, dem jüdischen Erbe der SchUM-Städte Speyer, Worms und Mainz, der Baukultur des Mittelalters, der frühen Neuzeit, des 19. Jahrhunderts sowie der Moderne und Postmoderne bietet Rheinland-Pfalz eine ganze Fülle an urbanen Wahrzeichen, die als Zeugen der Geschichte fungieren und diese lebendig werden lassen. Zeitzeugen der Geschichte gibt es aber nicht nur in den Städten – auch die altherwürdigen Ortskerne in Rheinland-Pfalz erzählen die Historie der jeweiligen Gemeinde. Ihrer Bewahrung kommt daher gerade in Zeiten des demografischen Wandels und der Klimakrise eine ganz besondere Rolle zu. Denn die Ortskerne prägen maßgeblich die Identität und die künftige Attraktivität unserer Ortschaften für die Menschen.

In den rheinland-pfälzischen Gemeinden gibt es unzählige Orte zu entdecken, die historische Ereignisse und Entwicklungen anschaulich werden lassen. Egal ob Kirche, Rathaus, Park, Stadthalle oder einfacher Bauernhof – alle erzählen ihre Geschichten. Für die Bewahrung dieses kulturellen Reichtums bedarf es vieler Macher und Mittlerinnen. Vor allem ist dabei die Leistung der Eigentümerinnen und Eigentümer hervorzuheben, die mit Begeisterung, Verantwortung und finanziellem Aufwand ihre Kulturdenkmäler pflegen und instandhalten. Hinzu kommen Vereine, Initiativen und Ehrenamtliche, die mit Wertschätzung, Tatkraft und persönlichem Einsatz einen unverzichtbaren Beitrag bei der Erhaltung leisten.



Der Tag des offenen Denkmals® bietet den Aktiven die Möglichkeit, die Ergebnisse ihrer Arbeit der interessierten Öffentlichkeit vorzustellen. Am zweiten Sonntag im September gibt es auch 2024 wieder die Gelegenheit, ungewohnte Einblicke in Kulturstätten und Denkmäler zu erhalten. Interessierte können sich über das umfangreiche Programm auf der Website der Deutschen Stiftung Denkmalschutz informieren (www.tag-des-offenen-denkmals.de). Zudem haben die Kolleginnen und Kollegen der Landesdenkmalpflege und der Unteren Denkmalschutzbehörden auch in diesem Jahr wieder die vorliegende Broschüre erarbeitet, die mit ihren jährlich wechselnden Schwerpunktthemen aktuelle Projekte vorstellt und damit anschauliche und eindrucksvolle Einblicke in Denkmalschutz und Denkmalpflege gibt.

Mein herzlicher Dank gilt allen Beteiligten, die durch ihr Engagement mit vielfältigen Führungs- und Veranstaltungsformaten den Besucherinnen und Besuchern spannende Erlebnisse und kulturelle Begegnungen ermöglichen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Erkunden vielfältiger „Wahr-Zeichen“ als Zeitzeugen der Geschichte in Rheinland-Pfalz.

A stylized, handwritten signature in black ink, consisting of a large, sweeping 'M' followed by 'E' and 'B'.

MICHAEL EBLING

Minister des Innern und für Sport
des Landes Rheinland-Pfalz



Vorwort

Trier gilt als die älteste Stadt Deutschlands. Als *Augusta Treverorum* gegründet, avancierte sie unter Konstantin I. (306–337) zum weltgewandten Herrschersitz und vom 12. Jahrhundert bis 1803 zur erzbischöflichen Residenzstadt. Im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, das einen Bewusstseinswandel im Umgang mit dem baulichen Erbe markierte, war Trier eine der Beispielstädte, die mit dem Wiederaufbau der kriegszerstörten Steipe am Hauptmarkt ein jahrhundertlanges Wahrzeichen im Stadtraum wiedererstehen ließ.

Neben Trier befinden sich mit Koblenz, Mainz, Speyer und Worms einige der traditionsreichsten Städte in Rheinland-Pfalz. Als die beiden frühesten Bischofskirchen auf deutschem Boden stehen symbolhaft der Trierer Dom und die Mainzer Johanniskirche. Zugleich hat das Land mit Ludwigshafen sowie Bad Ems, Bad Neuenahr und Bad Kreuznach urbane Zentren der Industrie und des Kurtourismus zu bieten. Daher ist es von großer Bedeutung den Schutz und Erhalt der Kulturdenkmäler im konstruktiven Zusammenwirken von Eigentümern, Kommunen bzw. Behörden, Fachleuten und der Öffentlichkeit als gemeinschaftliches Ziel zu verfolgen.

Der Tag des offenen Denkmals® wird in diesem Jahr unter dem Motto „Wahr-Zeichen. Zeitzeugen der Geschichte“ begangen. Der Aktionstag nimmt die charakteristischen Werte und historischen Kennzeichen in den Blick und richtet das Augenmerk dabei nicht nur auf die großen Bauwerke, sondern auch auf die unscheinbaren, persönlichen, bisweilen schwierigen Kulturdenkmäler. Lassen sich geschichtsträchtige Wahrzeichen nicht vor allem in den Städten mit ihren Silhouetten und öffentlichen Plätzen, wo das gesellschaftliche Leben pulsiert, finden? Die Landesdenkmalpflege der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz erkundet daher den urbanen Raum. Angesichts der Anforderungen der aktuellen Baukultur braucht es eine anerkennende Wertschätzung und aufmerksame Pflege für das nicht selten übersehene kulturelle Erbe. Mit innovativen Umnutzungskonzepten lassen sich Bauten und Ensembles fruchtbar für den Stadtraum zurückgewinnen.



Die diesjährige Broschüre „Urbane Wahrzeichen“ stellt daher Objekte vor, die den öffentlichen Raum bestimmen und zum Lebensmittelpunkt vieler Menschen gehören, wie die Grüne Brücke am Feldbergplatz in Mainz, die Fruchthalle in Kaiserslautern und der Bad Emser Kurpark. Zugleich finden Denkmäler Beachtung, die wie die Liebfrauenkirche in Koblenz, die postmodernen Platzanlagen in Pirmasens oder die Deichanlage in Neuwied den Stadtraum symbolhaft einnehmen. Aber auch besondere Objekte, die sich als zeichenhafte Bezugspunkte im Stadtbild manifestieren, wie die Pestkreuznische in Andernach, das begrünte Parkhaus in Landau und die Mainzer Nagelsäule werden dem Leser nähergebracht. Die Beiträge thematisieren vor allem aktuelle oder kürzlich abgeschlossene Maßnahmen, die zum Erhalt der städtischen Baukultur und damit zu einem lebenswerten urbanen Erscheinungsbild beitragen. Darüber hinaus soll dabei auch das Engagement der Bürgerinnen und Bürger, in privater Initiative oder ehrenamtlich tätig im Verein, hervorgehoben werden, welches den Erhalt der historischen Substanz ermöglicht hat. Betrachtung finden jedoch auch Denkmäler, die noch auf ihre Instandsetzung bzw. deren Fortführung und Weiternutzung warten.

DR. HEIKE OTTO

GDKE, Generaldirektorin

DR.-ING. MARKUS FRITZ-VON PREUSCHEN

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Landeskonservator*

Urbane Wahrzeichen: Historische Städte in Rheinland-Pfalz

Die Städte in Rheinland-Pfalz gehören zwar nicht zu den größten in Deutschland, gewiss aber zu den ältesten und traditionsreichsten. Nicht wenige gehen auf römische Gründungen zurück. Der Rhein als bedeutender Verkehrsweg und die Nähe des Limes als Reichsgrenze gaben den Impuls für die Anlage römischer Kastelle, aus denen sich Trier, Mainz und Koblenz, aber auch Worms, Speyer, Bingen, Andernach und Boppard entwickelten. Trier war Hauptstadt der Provinz *Belgica prima* und wurde unter Konstantin dem Großen im 4. Jahrhundert zur kaiserlichen Residenz ausgebaut. Mit der Porta Nigra, den Barbara- und Kaiserthermen sowie dem Amphitheater haben sich hier Monumente der Antike von zeichnerhafter Wirkung erhalten, die heute zum Weltkulturerbe zählen. Mainz als wichtiger Militärstützpunkt gegenüber der Mainmündung war Hauptstadt Obergermaniens. Im frühen Mittelalter führten königliche Güter und Pfalzen die römische Tradition weiter oder setzten neue Schwerpunkte. In Mainz, Trier, Speyer und Worms entstanden Bistümer, die sich zu bedeutenden, von den Königen geförderten Verwaltungs- und Handelszentren entwickelten. Die gewaltigen, türmereichen Bischofskirchen der vier Städte gehören zu den herausragenden Sakralbauten der Romanik in Deutschland, die zu Wahrzeichen unseres Bundeslandes geworden sind. Der weithin die Landschaft beherrschende Dom von Speyer aus dem 11./12. Jahrhundert diente als Grablege der Salierkaiser und bildet den großartigen Abschluss einer vom Stadttor ausgehenden triumphalen Straßenachse.

Ihre Blütezeit erlebten die Städte im 13. und 14. Jahrhundert, als sie zahlreiche Freiheiten erwerben konnten, die ihnen Wohlstand und relative politische Unabhängigkeit brachten. In Mainz wurden die städtischen Privilegien 1119 für alle sichtbar in die bronzenen Türen des romanischen Domes eingraviert, in Worms bekrönten die von Friedrich Barbarossa (reg. 1152–1190) 1184 verliehenen Rechte das Nordportal der Bischofskirche. Höhepunkt dieser Entwick-

lung war der 1254 von Mainz und Worms zum Schutz von Handel, Verkehr und Zöllen gegründete, allerdings nur kurzlebige Rheinische Städtebund, dem sich 59 Städte anschlossen. In kommunaler Verantwortung entstanden anspruchsvolle Bauten wie das Mainzer Heilgeist-Spital aus dem 13. Jahrhundert, die als Versamlungs- und Festhaus um 1430 errichtete Steipe am Hauptmarkt in Trier (im Zweiten Weltkrieg zerstört) oder das Kaufhaus am Florinsmarkt in Koblenz (1419–1425). Zu den stadtbildprägenden Pfarr- und Stiftskirchen traten seit dem 13. Jahrhundert zahlreich die schlichten gotischen Kirchen der Bettelorden mit ihren schlanken Chören. Von der Kultur der im Mittelalter als Zentren jüdischer Gelehrsamkeit berühmten SchUM-Gemeinden am Rhein zeugen die Friedhöfe in Worms und Mainz sowie die nach der Zerstörung in der Reichspogromnacht wiederaufgebaute Synagoge von Worms sowie deren Ruine in Speyer.

Neben kaiserlichen Stadtgründungen wie Kaiserslautern, Oppenheim oder Pfeddersheim, die später durch Verpfändungen meist ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, gehen zahlreiche Städte auf die Initiative der Landesfürsten zurück, die – nicht selten im Umfeld von Burgen – dem Ausbau der Verwaltung und der wirtschaftlichen Erschließung des Territoriums dienten.

Besonders der Trierer Erzbischof Balduin von Luxemburg (reg. 1307–1354) trieb, neben seiner ausgreifenden Burgenpolitik, in seinem Herrschaftsbereich mit Hilfe königlicher Sammelprivilegien gezielt die Verleihung von Stadtrechten voran. Aber auch die Pfalzgrafen förderten mit Alzey und Neustadt die Gründung von Städten. Unübersehbares Zeichen städtischer Rechte waren die Stadtmauern mit ihren Toren und Türmen, von denen sich in Rheinland-Pfalz einige hervorragende Beispiele erhalten haben, darunter die beeindruckenden Mauerringe in den Rheinstädten Bacharach, Oberwesel, Boppard, Rhens und Andernach, aber auch in Ahrweiler



1) Mainz, Blick über die Altstadt

und Mayen oder in Kirchheimbolanden, Meisenheim und Freinsheim in der Pfalz.

In der frühen Neuzeit setzten sich die Landesherren zunehmend gegen die Städte durch. Mainz, wo noch kurz zuvor Johannes Gutenberg den Buchdruck erfunden hatte, verlor seine Freiheiten 1462 in der sog. Stiftsfehde an den Kurfürsten, Trier wurde 1580 der herrschaftlichen Verwaltung unterstellt. Zahlreiche Städte wurden zu Residenzen oder Verwaltungssitzen ausgebaut. Von diesen angezogen, siedelte sich hier zunehmend auch der Adel mit repräsentativen Wohnsitzen an, vor allem an den Höfen der geistlichen Kurfürstentümer mit ihren lukrativen Aufstiegschancen. Wegen der nahen Reichsgrenze erhielten im 17. Jahrhundert einige Städte wie Mainz, Koblenz und Frankenthal starke Befestigungen im modernen bastionären

System, das damals französische Landau nach Plänen des berühmten Festungsbaumeisters Vauban. Dies bewahrte das immer wieder von Kriegen heimgesuchte Land nicht vor schweren Zerstörungen, unter denen neben dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) vor allem der Pfälzische Erbfolgekrieg 1688/1689 verheerende Auswirkungen hatte. Der Wiederaufbau und die demografische sowie wirtschaftliche Erholung zogen sich meist weit in das 18. Jahrhundert hinein, mitunter gefördert durch die Ansiedlung von Glaubensflüchtlingen und Exilanten. Zeichen der Wiedererstarkung waren nicht nur die erneuerten oder neu errichteten Schlossbauten der Landesherren, sondern auch die Anlage moderner Stadtviertel. In Mainz wurde damals das bereits im 17. Jahrhundert begonnene Kurfürstliche Schloss fertiggestellt und durch das barocke Zeughaus, den Marstall und

die Deutschordenskommende zu einem die Rheinansicht beherrschenden Residenzkomplex ergänzt, dem sich stadtseitig das neu angelegte Bleichenviertel mit seinem rechtwinkligen Straßensystem anschloss. Im kurtrierischen Koblenz begann man, nachdem zuvor das rechtsrheinische Ehrenbreitstein zur Residenz ausgebaut worden war, gegen Ende des 18. Jahrhunderts sogar noch eine ausgedehnte Schlossanlage zusammen mit der darauf ausgerichteten, regelmäßig gegliederten Neustadt. Barocke Stadtplanungen in Verbindung mit Schlossneubauten liegen auch dem pfälzischen Zweibrücken, dem nassau-weilburgischen Kirchheimbolanden und der gräflich-wiedischen Residenz Neuwied zugrunde, wo die Herrnhuter Brüdergemeine ein eigenes Viertel erhielt.

Nach dem Untergang des Römisch-Deutschen Reiches verloren die ehemals herrschaftlichen Zentren mit einem Schlag ihre frühere Bedeutung. Der anspruchsvolle Ausbau von Mainz als französische Départementshauptstadt und Residenz Kaiser Napoleons (1804–1814) blieb in den Anfängen stecken. Zugehörig zu den Königreichen Preußen und Bayern sowie zum Großherzogtum Hessen, hatten sich die Städte nach 1815 mit bestenfalls regionalen Verwaltungsfunktionen zu bescheiden. Eine gänzliche Neugründung war 1853 Ludwigshafen mit seinen Hafenanlagen und der BASF als bedeutendster, schnell wachsender Industriestandort im heutigen Rheinland-Pfalz. Demgegenüber konnten sich auch einige Bäderstädte wie Bad Ems, Bad Neuenahr oder Bad Kreuznach mit ihren aufwendigen Kur- und Gartenanlagen entwickeln.

Die Nähe Frankreichs verursachte zuletzt nochmals den gewaltigen Ausbau der Festungen entlang des Rheins. Koblenz als preußische Großfestung, Mainz und Landau, die beide dem Deutschen Bund zugewiesen waren, wurden jedoch durch ihren engen Fortifikationsring in der weiteren Entwicklung nachhaltig behindert. Erst nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871 – lange nach vielen anderen Städten in Deutschland – konnten sie die dringend erforderlichen Stadterweiterungen nachholen. Es entstanden großzügige Straßenraster im Orthogonalsystem mit regelmäßigen Plätzen, repräsentativen Kirchen

und monumentalen öffentlichen Bauten sowie stattlichen Wohnhäusern in historisierenden Formen. Nach der endgültigen Niederlegung der Festungswerke in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) kamen schließlich in den Außenbereichen die neuen Vorstellungen des malerischen Städtebaus, der Gartenstadt und der Reformarchitektur zum Zuge, verbunden mit ausgedehnten Grünanlagen. In der Zeit der Weimarer Republik (1919–1933) dominierte im Zeichen der Wohnungsnot der Siedlungsbau in den Formen des Heimatstils und einer verhaltenen Moderne, der besonders in Ludwigshafen markante Werke hinterlassen hat. Mit der Verankerung des Denkmalschutzes rückten jedoch auch die historischen Stadtbilder wieder in den Blick, wurden Bürgerhäuser restauriert und Fachwerkfassaden freigelegt.

Sämtliche großen Städte erlitten im Zweiten Weltkrieg (1939–1945) schwerste Zerstörungen. Mainz, Koblenz, Ludwigshafen sowie Kaiserslautern lagen weitgehend in Trümmern, aber auch kleinere Städte wie Pirmasens, Bitburg, Mayen und Zweibrücken verloren große Teile ihrer Bausubstanz. Der Wiederaufbau erfolgte anfangs bescheiden und zögerlich, oftmals verbunden mit weiteren Verlusten historischer Bauten. Die utopischen, von der französischen Besatzungsmacht initiierten Projekte des Stadtplaners Marcel Lods (1891–1978) für Mainz blieben dagegen auf dem Papier. Meist erst in den 1960er- und 1970er-Jahren konnten anspruchsvolle Großprojekte realisiert werden: Als qualitätvolle Zeugnisse ihrer Zeit und als Wahrzeichen der Moderne gelten die bereits denkmalgeschützten Stadthallen in Ludwigshafen (1965) und Lahnstein (1971–1973) oder die Rathäuser in Kaiserslautern (1964–1968) und vor allem in Mainz (1970–1973), ein Werk des dänischen Architekten Arne Jacobsen (1902–1971). Doch gerieten die Auswirkungen der verkehrsgerechten Stadt, die häufig seelenlosen Wohnblocks der Trabantensiedlungen und die mitunter brutalen großflächigen Abbrüche von erhaltenswerten Altbauquartieren zunehmend in die Kritik. Man entdeckte die lange vernachlässigten historischen Stadtkerne wieder, die sog. Objektsanierung löste die bislang übliche, mit der Niederlegung ganzer Baublöcke verbundene Flächensanierung ab. Vielerorts begannen in den 1970er-Jahren Altstadtsanierungen, die

die kleinteiligen Gassen- und Parzellenstrukturen aufnehmen und die alte Bausubstanz behutsam den veränderten Lebensbedingungen anzupassen versuchten. Auch in den neu erlassenen Denkmalschutzgesetzen erfuhr der Ensembleschutz durch die Ausweisung von Denkmalzonen ausdrückliche Berücksichtigung. Bürgerhäuser wurden restauriert, Baulücken maßstabswahrend geschlossen und städtebauliche Wunden geheilt. Im Sinne der Stadtreparatur baute man in Trier, das im Denkmalschutzjahr 1975 zu den Europäischen Beispielstädten gehörte, die 1944 zerstörte Steipe am Hauptmarkt wieder auf und gewann damit eines der Wahrzeichen der Stadt zurück. Urbane Erlebnisräume schuf man auch mit der Einrichtung von Fußgängerzonen, bei der einige anspruchsvolle Platzgestaltungen gelangen, darunter der Exerzier- und der Schlossplatz in Pirmasens, der Platz an der Konstantinsbasilika in Trier oder die Domplätze in Mainz und Speyer.

Aktuell haben das Anwachsen der Bevölkerung vor allem in den größeren Städten, das zur Ausweisung immer neuer Baugebiete und zur Verdichtung der bestehenden Substanz führt, ebenso wie die Folgen des Klimawandels Auswirkungen auf die bauliche Entwicklung. Das Gesicht vieler Innenstädte leidet unter Leerständen, der Überschuldung der Kommunen und den hohen Baupreisen. Investitionsdruck und überhöhte Renditeerwartungen erschweren die sensible, substanzorientierte Sanierung von Baudenkmalern. Umso größer bleibt unsere Verantwortung für das kulturelle Erbe, denn es trägt ganz entscheidend zur Identität und zur Attraktivität unserer Städte in der Zukunft bei.

DR. GEORG PETER KARN (I. R.)

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Weiterbildung und Vermittlung*



- 2) Freinsheim, Stadtmauer mit Herzogsturm
- 3) Zweibrücken, Herzogplatz
- 4) Mainz, Kirschgarten

Die Stadtmauern von Bacharach, Oberwesel und Freinsheim

Drei Wege zum Erhalt

Stadtbefestigungen sind bauliche Sicherungen einer Stadt gegen äußere Feinde – so eine erste nüchterne Definition. Sie sind aber auch beeindruckende Bauwerke mit Türmen, Toren, Mauern und Gräben. Sie erzählen vom Aufschwung und Niedergang der Städte, von friedlichen und kriegerischen Zeiten. Stadtmauern hatten nicht nur fortifikatorische, sondern fast immer auch repräsentative Bedeutung. Ihre Geschichte ist überaus vielfältig, ebenso wie ihr Aussehen und ihr Erhaltungszustand.

In Rheinland-Pfalz haben sich vor allem aus dem Mittelalter zahlreiche Stadtbefestigungen oder ihre Reste erhalten. Um 1800 hatten die meisten ihre ursprüngliche Funktion verloren, sie waren Verfall und Abriss preisgegeben, galten als Verkehrshindernisse und schränkten die Entwicklung wachsender Städte ein.

Da Bau und Pflege von Stadtmauern seit dem Mittelalter Aufgabe der jeweiligen Bürger bzw. Einwohner war, ist erklärlich, warum viele von ihnen noch heute größtenteils in städtischem Besitz sind. Drei Beispiele sollen zeigen, wie die jeweiligen Städte heute mit diesem kulturellen Erbe umgehen, wie sie es erhalten, schützen und ihren Wert der Öffentlichkeit vermitteln: Bacharach und Oberwesel im Oberen Mittelrhein sowie Freinsheim in der Pfalz.

Die Stadtmauer in Bacharach ist das Ergebnis einer weitgehend einheitlichen Planung etwa zwischen 1344 bis um 1400. Mit 16 Türmen und einem annähernd geschlossenen Mauerring gehört sie wie Oberwesel zu den wenigen, nahezu unzerstörten Anlagen am Mittelrhein. Diese besitzt einen fast 3,5 km langen Mauerring, ehemals 38 Türme, Tore und Pforten und einen beeindruckenden Grabenbereich. Ihre Entstehungszeit erstreckt sich über vier große Baustapen zwischen 1220 und der Mitte des 15. Jahrhunderts. Freinsheim ist schließlich

das jüngste und besterhaltene Beispiel einer mittelalterlichen Stadtbefestigung der Pfalz. Sie wurde zwischen 1471 und 1514 in einem Zuge errichtet und gehört einem späten Typus an, mit relativ schwachen Mauern, jedoch mit 13 Türmen und zwei Toren auf nur 1 km Länge.

Die Stadtmauer von Bacharach wurde bereits zwischen 1907 und 1913 umfassend instandgesetzt und die Ergebnisse einschließlich bauhistorischer Beobachtungen und Aufmaße veröffentlicht. In den 1990er-Jahren begannen neue bedeutende Maßnahmen, die durch Gelder eines UNESCO-Programmes zwischen 2010 und 2013 einen großen Fortschritt brachten. Dennoch reichten die Mittel für eine Komplettsanierung nicht aus. 2023 wurden daher eine Schadenserfassung für die verbliebenen Bereiche sowie eine Kostenprognose erarbeitet mit dem Ziel, weitere Fördergelder für zukünftige Maßnahmen einzuwerben.

Im nahegelegenen Oberwesel bezeugt bereits 1830 eine „allerhöchste Order“ des preußischen Königs das hohe Interesse am Erhalt der Stadtmauer. 1908 wurde eine vorbildliche Bauaufnahme mit Fotografien erstellt und eine umfassende Instandsetzung angestrebt, aufgrund des Ersten Weltkrieges allerdings nie umgesetzt. Auf Initiative des damaligen Bürgermeisters und des Landeskonservators wurde 1993 der Bauverein Oberwesel zur „Erhaltung und Pflege der ehemaligen Stadtumwehrung und [...] Wahrung denkmalpflegerischer Belange der Stadt Oberwesel“ gegründet. Damit verbunden sind ein hohes bürgerschaftliches Engagement und eine große Identifikation der Bevölkerung mit ihrer Stadtmauer. Nach vielen Jahren der schrittweisen Instandsetzung unter großer finanzieller Beteiligung der Denkmalpflege soll nun ein vorbildliches Pflegekonzept erarbeitet werden, dass zum dauerhaften Erhalt der Mauer beitragen wird.

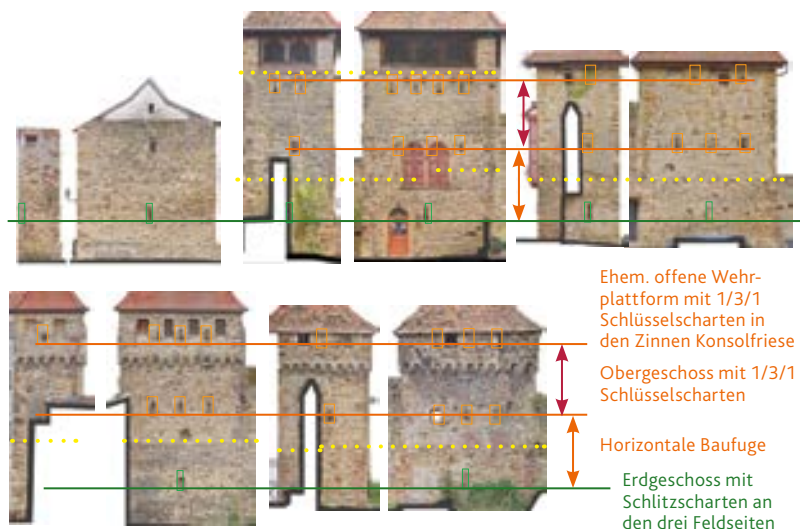
In Freinsheim gab die Aufnahme in das Bund-Länder-Programm „historische Stadtbereiche – städtebaulicher Denkmalschutz“ ab 2012 eine neue Perspektive, auch weil hervorragende Unterlagen zur Denkmalzone und vor allem zur Stadtmauer erarbeitet wurden: Seit 2020 liegt ein ausführliches Gutachten zur Baugeschichte sowie über den statisch-konstruktiven Zustand und notwendige Instandsetzungsmaßnahmen vor. Die Untersuchungen waren verbunden mit einem beispielhaften vollständigen digitalen Aufmaß, wie es für Rheinland-Pfalz einmalig ist. Aus Mitteln eines Denkmalschutzsonderprogrammes des Bundes und der Landesdenkmalpflege können nun die dringendsten Maßnahmenprioritäten abgearbeitet werden. Eine weitere Finanzierung steht aber noch aus.

Neben Erhaltungsfragen haben sich alle drei Städte in vorbildlicher Weise für eine Vermittlung ihrer Stadtmauern als herausragende wehrbaugeschichtlichen Dokumente verdient gemacht. In dem touristischen Programm „Drei Tage Oberwesel“ wird u. a. ein Rundgang angeboten, der über die teilweise begehbare Mauer führt und durch Informationstafeln ergänzt wird. Dieser Ansatz war Vorbild für den Stadtmauerrundweg in Bacharach, der mit sportlichen Auf- und Abstiegen sowie sehenswerten Ausblicken lockt. Auch in Freinsheim gibt es einen Stadtmauerrundgang, der hier allerdings in den allgemeinen Stadtrundgang integriert und mit Video- und Audiosequenzen hinterlegt ist.

In allen drei Städten sind die Stadtmauern aufgrund ihrer schieren Größe eine große Herausforderung für den Erhalt, gleichzeitig aber auch Alleinstellungsmerkmale von hoher kulturhistorischer Anziehungskraft über die Region hinaus.

DR. MARIA WENZEL

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Bacharach, Ortansicht mit Stadtmauer vom Rhein
- 2) Oberwesel, Stadtmauerabschnitt am Michelfeld mit Türmen und Graben
- 3) Freinsheim Typologie der Türme (oben: Bachturm, Casinoturm, Diebsturm; unten: Hahnenturm, Kanonenturm)

Bachturm und mittelalterliche Stadtmauer in Freinsheim

Schätze der Vergangenheit

Als besterhaltene Befestigungsanlage der Pfalz, bildet die spätmittelalterliche Stadtmauer von Freinsheim ein markantes Wahrzeichen. Ihre Anfänge reichen ins 13. und 14. Jahrhundert zurück, als Freinsheim eine Reihe von Privilegien erlangte, die den Bau der ersten Stadtbefestigung im Jahr 1278 ermöglichten. Im Laufe der Zeit wurde sie bis Anfang des 16. Jahrhunderts stetig erweitert und umfasst heute eine beinahe vollständig erhaltene Ringmauer mit zwei Toren im Nordosten und Südwesten sowie mehreren Türmen, die die Anlage verstärken. Die Türme, die größtenteils zur Stadtseite hin offen als sogenannte Halbschalentürme angelegt waren, sind heute entweder in Gebäude integriert oder in der Bebauung erkennbar. Zusätzlich war die Mauer von einem vorgelagerten Graben und einem Wall umgeben.

Während des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688–1697) erlitt die Stadt samt Befestigung erhebliche Zerstörungen, nach denen der Wiederaufbau im 18. Jahrhundert nur zögerlich einsetzte. Zur gleichen Zeit wandelte man die Wehrtürme in zivile Nutzungen um. Anfang des 19. Jahrhunderts erfolgten die ersten Durchbrüche in der Mauer und mit der Aufschüttung des Wallgrabens wurde die Stadt nach außen erweitert. Die unterschiedlichen Sanierungs- sowie Rekonstruktionsspuren reichen bis in die Moderne und sind heute entlang des beliebten etwa ein Kilometer langen Stadtmauerrundgangs zu erkunden.

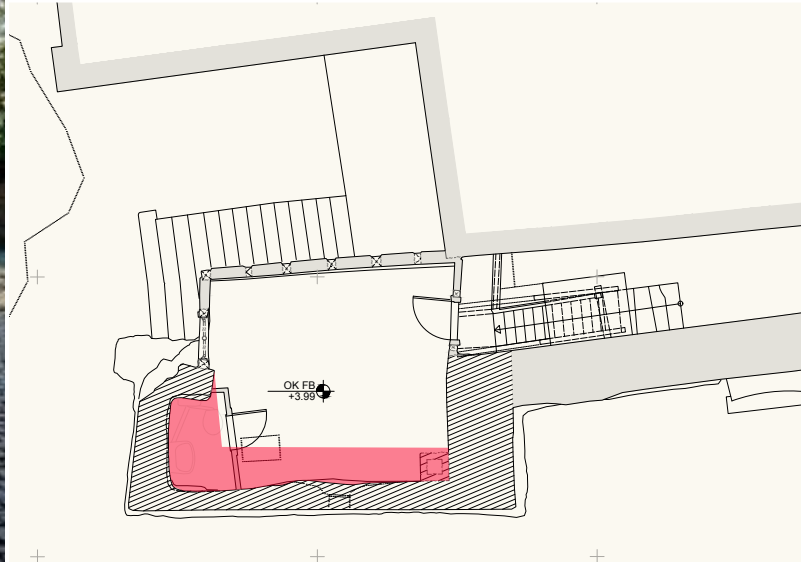
Die Türme sowie die zwischen ihnen liegenden Mauerabschnitte (sog. Kurtinen) weisen mittlerweile Schäden auf, die eine umfassende, denkmalgerechte Instandsetzung erforderlich machen. Zahlreiche Mauerkronen sind von Ausbrüchen und Rissen betroffen, zudem haben unsachgemäße Ergänzungen das Gesamtbild der Mauer beeinträchtigt.

Aus diesem Grund wurde im Jahr 2019 eine Untersuchung beauftragt, die eine Analyse und Bestandserkundung umfasste. Auf Grundlage dieser Untersuchung konnten konkrete Sanierungsempfehlungen für die verschiedenen Mauerabschnitte und Turmbauwerke erarbeitet werden. Im Ergebnis weisen zahlreiche Partien der Stadtbefestigung starke Schädigungen auf. Insbesondere stark frequentierte Bereiche des touristischen Stadtmauerrundgangs erforderten dringendes Handeln.

Im Rahmen des ersten Bauabschnitts der Sanierung war es vorgesehen, die stark beschädigten Mauerkronen zu stabilisieren, eine Neuverfugung der Mauer mit widerstandsfähigen Lagerfugen durchzuführen, den Bewuchs zu entfernen und fehlende Stellen fachgerecht zu ergänzen. Besondere Probleme stellten hohle und entfestigte Steinverbände dar, die einen umfangreichen Rückbau sowie eine präzise Neuvermauerung im Einklang mit dem historischen Bestand erforderten. Die unterschiedlichen Eigentumsverhältnisse sowie jüngere Anbauten stellten sowohl Planer als auch Bauherren vor komplexe Herausforderungen.

Die für den Wiedereinbau geeigneten Steine wurden separat gelagert, wobei man vorwiegend flache Steine auswählte, um den historischen Charakter zu erhalten. Für die Verfugung wurde ein innovatives Trockenspritzverfahren angewandt. In Anlehnung an ähnliche Situationen erhielten die Durchgänge einen Sandsteinsturz mit Entlastungsbogen.

Die Sanierung des Bachturms stellte eine anspruchsvolle Bauaufgabe dar, da er erhebliche Schäden aufwies. Das Fachwerk war nicht mehr standsicher, das Dachwerk wies großflächige Schäden auf und die Turmmauer war über die Jahrzehnte der Wohnnutzung stark ausgehöhlt worden.



- 1) *Bachtturm mit Fachwerkserweiterung und öffentlichen Durchgang*
- 2) *Ansicht Bachtturm mit Stadtmauer von der Feldseite*
- 3) *Grundriss Obergeschoss mit wiederverfüllten Bereichen (rot)*

Zunächst erfolgte eine bauhistorische Untersuchung, bei der unter anderem die vermutete dritte Schießscharte entdeckt wurde. Des Weiteren konnten mehrere Putz- und Farbschichten dokumentiert werden, die Hinweise auf die Nutzung des Turms seit dem Spätmittelalter lieferten.

Die Sanierungsarbeiten erstreckten sich von der Sicherung und Ausbesserung des Mauerwerks bis hin zur Wiederherstellung der beschädigten Fach- und Dachwerkstrukturen. Besonderes Augenmerk legte man dabei auf die Verwendung historisch relevanter Materialien, wie beispielsweise die Neueindeckung mit traditionellen Handstrich-Biberschwanzziegeln. Das Fachwerk wurde gemäß historischem Vorbild sowie unter Einhaltung traditioneller Bautechniken restauriert und gut erhaltene Deckenbalken in die Kon-

struktion integriert. Die Gefache wurden mit Lehmsteinen ausgemauert und anschließend mit Kalkputz überzogen. Hierbei war es ein Anliegen, dass die Ausführung bündig mit den Fachwerkhölzern erfolgte, um ein originalgetreues Gesamtbild zu gewährleisten. Abschließend wurden die Holzbauteile mit pigmentiertem Leinöl behandelt.

Für die Nutzung konnte das nachbarschaftliche Spielzeugmuseum gewonnen werden. Der nächste Bauabschnitt wird die Restaurierung des Haintors sowie der angrenzenden Bereiche der Stadtmauer umfassen.

JAN LANDSCHREIBER / ANNA KLASSEN

*Landkreis Bad Dürkheim,
Untere Denkmalschutzbehörde*

Rheintor, Neutor und Pulverturm in Linz am Rhein

Relikte einer Stadtbefestigung

Das beschauliche Linz am Rhein erhielt spätestens mit der Erhebung zur Stadt im Jahre 1320 eine Befestigung in Form von einer Mauerumwehrung, Ecktürmen und vier Toranlagen. Diese sehr aufwendige und kostenintensive Maßnahme band die Finanzen der kurkölnischen Stadt über mehrere Jahrzehnte, sollte aber um 1365 mit der damals einsetzenden Errichtung der Burg unter Erzbischof Engelbert von der Mark als *novum castrum* abgeschlossen sein. Verwendet wurden querliegende Basaltsäulen mit schmalen Horizontalbändern aus Schiefer und vereinzelten Tuffsteinen. Insgesamt maß die Befestigungsanlage um die Stadt rund 1.500 m. Sie sollte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten bleiben. Erst damals (1863 bzw. 1879) wurden die beiden Tore auf der Nord- und Südseite (Graben- und Leetor) niedergelegt, ihre Steine fanden bei der Errichtung der evangelischen Kirche sowie der neuen Volksschule Wiederverwendung.

Die erste namentliche Erwähnung eines Stadtores datiert aus dem Jahre 1391 und bezieht sich kurioserweise auf den Abschluss eines Bezirks der nördlichen Stadterweiterung des späten 14. Jahrhunderts: Die *nuwer porthe*, also neue Pforte, meint das Neutor. Das Rheintor wird erstmals als *Rynportzen* 1420 genannt. Die beiden anderen Tore wurden 1461 erstmals erwähnt.

Die beiden erhaltenen Tore stellen besondere Bauwerke der Linzer Altstadt dar und gelten neben der Martinskirche, der kurfürstlichen Burg und dem Rathaus als Wahrzeichen der Stadt. Sie begrüßen die Besucher als *Einfallstore* vom Rhein her bzw. von der Asbacher Straße kommend als stark frequentierte Zuwegung von den Höhen des Westerwaldes. Beide weisen vier Geschossebenen auf, von denen die obersten von barocken Mansarddächern bekrönt sind. Die Bedachung des Rheintors lässt jedoch zusätzlich an den Ecken herausragende Konsolen erkennen, die

einst achtseitige Ecktürmchen trugen. Frühneuzeitliche Ansichten der Stadt zeigen, dass alle Tore und Türme bis ins 18. Jahrhundert Steildächer hatten, so wie der Eckturm der Stadtburg heute noch. Am Rheintor befand sich stadtseitig in einer Nische über der spitzbogigen Durchfahrt unterhalb des Erkers ehemals eine aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Muttergottes mit segnendem Christuskind im Stil niederrheinischer Sitzmadonnen. Das Neutor weist ebenfalls spitzbogige Passagen auf und einen das oberste Geschoss tragenden Spitzbogenfries, an dem ein Aborterker sowie Gusslöcher zu erkennen sind. Insgesamt wirkt der Turm jedoch in seinen Dimensionen schmaler, da er bis zum Dachansatz 20 m in der Höhe misst und zudem frei steht.

Der große Stadtbrand von 1391 und die Belagerung der Stadt von 1475 sowie besondere Hochwasserereignisse ab 1457 setzten vor allem dem rheinseitigen Mauerring zu, dessen Unterhaltung laut städtischen Rechnungen bis ins 19. Jahrhundert immense Summen verschlang. Dies galt auch für den die Südostecke der Stadtumwehrung markierenden runden, sog. Pulverturm. Seit 2018 wurden alle drei Bauwerke grundsaniert: 2018/2019 das Neutor, 2020/2021 das Rheintor und 2023/2024 der Pulverturm.

Das beständige Herabfallen losen Fugmörtels – maßgeblich am Neutor – zwang die Bauaufsicht zu Absperrungsmaßnahmen und in der Folge zur Untersuchung der Schäden. Beauftragt wurde schließlich ein renommiertes Kölner Ingenieurbüro, das eine erste Schadensaufnahme anging und feststellte, dass nicht nur weite Stellen des Mörtels lose waren. Auch das Mauerwerk wies Fehlstellen und Risse auf, zahlreiche Werksteinspassagen waren beschädigt und bedurften einer Erneuerung bzw. Ergänzung der schadhaften Stellen und konstruktive Holzteile im Dach- und Balkenwerk der Geschosse mussten ertüchtigt



- 1) Pulverturm
- 2) Rheintor von Nordosten (Burgplatz)
- 3) Neutor von Südwesten (Petrus-Sinzig-Straße)

werden. Für jedes der beiden Stadttore und besagten Turm wurden Kataloge der notwendigen Instandsetzungsmaßnahmen erstellt und diese dann nach Gewerken ausgeschrieben, vergeben und schrittweise durchgeführt. Einsetzend mit den Gerüststellungen erfolgten zunächst die Abnahme der losen Verfugung und Steine sowie das kraftschlüssige Ausmauern von Fehlstellen mit eigens erstellter Mörtelrezeptur und das Verpressen von Rissen, Setzen von Nadelankern und der Einbau von Ringankerebenen. Darüber hinaus wurden auch konservatorische Maßnahmen an Natursteinen (Tuff, Trachyt und Basalt), die als Bogenfriese, Fenstergewände und Bänderungen ins aufgehende Mauerwerk eingebettet sind, vorgenommen. Verfugungen, partielle Putzschlänmen und Zimmerarbeiten an den Balken- und Binderauflagen sowie den Dachwerken, die z. T. erneuert wurden, schlossen

sich den Arbeiten an. Den Abschluss bildeten die Neueindeckung der Mansarddächer in Naturschiefer altdeutscher Deckung, der Anstrich von Gauben und Holzgesimsen, Klempnerarbeiten an der Dachentwässerung und der Einbau eines Blitzschutzes. Beim Pulverturm musste zudem ein Gewölbe entfernt und völlig neu ausgeführt werden. Mit neuer achteckiger Turmhelmkonstruktion bildet er nun wieder ein Pendant zum Eckturm der Stadtburg und erfährt hierdurch eine besondere Aufwertung. Die Finanzierung der Instandsetzungsmaßnahmen aller drei Bauwerke von über 1,5 Mio. Euro konnte maßgeblich durch Zuwendungen des Städtebauförderprogramms ISEK und des Landes geschultert werden.

DR. REINHARD LAHR

Kreis Neuwied,

Untere Denkmalschutzbehörde

Die Pestkreuznische in der Andernacher Stadtmauer

Untersuchung und Restaurierung

Aufgrund ihrer Größe, ihres Erhaltungszustands und ihrer ehemals strategischen Bedeutung gehört die Andernacher Stadtmauer zu den wichtigsten unter Denkmalschutz stehenden Stadtbefestigungen am Rhein. Die mittelalterliche Anlage wurde teils noch auf Resten einer früheren, römischen Befestigung erbaut.

Mitte des 19. Jahrhunderts ließ man die sogenannte Schafspforte, einen der Tortürme der Stadtmauer, abreißen. Im Bereich der verbliebenen, nordseitigen Abbruchkante entstand nach einem Entwurf des Andernacher Architekten Lubens Mandt (1877–1960) zwischen 1905 und 1910 die „Pestkreuznische“, eine überdachte Nische mit eingestelltem Kruzifix. An Pestzeiten erinnernde Kreuze gibt es seit dem Mittelalter, hier handelt es sich um einen *Cruzifixus Dolorosus*. Die Leiden Christi am Kreuz werden durch den ausgemergelten Körper und die plastischen Wundmale besonders eindrücklich dargestellt. Der auch als Pestkreuz bezeichnete Typus war um 1400 im Rheinland weit verbreitet.

Die Nische befindet sich innerhalb eines mit Tuffsteinquadern aufgemauerten Wandbereichs, der ursprünglich mit einem Rundbogen abschloss. Durch einen späteren Umbau ist dieser Abschluss heute verloren. Die Rückwand der Nische ist glatt verputzt, die Rahmung aus Stein bildet unten eine Sohlbank, seitlich Rundsäulen mit Basis und Kapitell, im oberen Bogen ein Dreiviertel-Rundstab. Die Überdachung, eine Eichenholzkonstruktion im sogenannten Heimatstil, erinnert an regionaltypische, ländliche Architektur. Das Dach ruht auf zwei Konsolbalken, ist unterseitig mit Leisten verkleidet und mit Schieferplatten eingedeckt. Die im Mauerwerk eingelassenen Konsolbalken werden durch zwei schmiedeeiserne, gedrehte Eisenstangen gestützt. Unter dem Dach hängt seit 1932 eine, ebenfalls von Mandt entworfene, kunstvoll gestaltete Laterne. Vom Kruzifix ist

nur noch der Torso mittelalterlich. Arme und Beine sind „modern“, in vereinfachter, jedoch expressiver, zum Torso passender Art ergänzt. Woher der Torso ursprünglich stammt, ist unbekannt. Zusammen mit dem Kreuz wurde das Kruzifix vermutlich in dieser Form für die Nische geschaffen.

2023 erfolgte eine restauratorische Untersuchung der Pestkreuznische. Anlass war der schlechte Erhaltungszustand der Dachkonstruktion, aber auch der unbefriedigende Gesamtzustand aufgrund mehrfacher farblicher, jetzt schadhafter Überarbeitungen. Zum einen wurden die baulichen bzw. konstruktiven Gegebenheiten begutachtet: umgebendes Sichtmauerwerk, verwendete Putze und Steine der Nischenarchitektur, Konstruktion der verschieferten Überdachung. Außerdem wurde insbesondere die ursprüngliche Farbigkeit der Nische anhand kleiner Freilegungsfenster sowie durch die Analyse entnommener Farbproben untersucht.

Das hieraus abgeleitete, restauratorische Konzept sah im Wesentlichen vor, am umgebenden Sichtmauerwerk unsauber ausgeführte Verfugungen und Überschlämmungen mit Zementmörtel abzunehmen und mit Kalkmörtel neu auszufugen. An der Dachkonstruktion sollten die schadhaften Teile durch eine neue Verschieferung ersetzt werden. Zudem sollten die Putz-, Stein-, Holz- und Metalloberflächen weitgehend in ihrer ursprünglichen Materialsichtigkeit wiederhergestellt werden. Das Konzept sah hier vor spätere Beschichtungen so weit möglich abzunehmen oder, wo dies nicht durchführbar war, durch materiallimitierende Anstriche nachzuahmen. Für die Holzbereiche kamen hier holzimitierende Anstriche, sogenannte Holzmaserierungen, für die Putzbereiche dünne Kalkschlämmen in Frage. Darüber hinaus sollte eine Rekon-

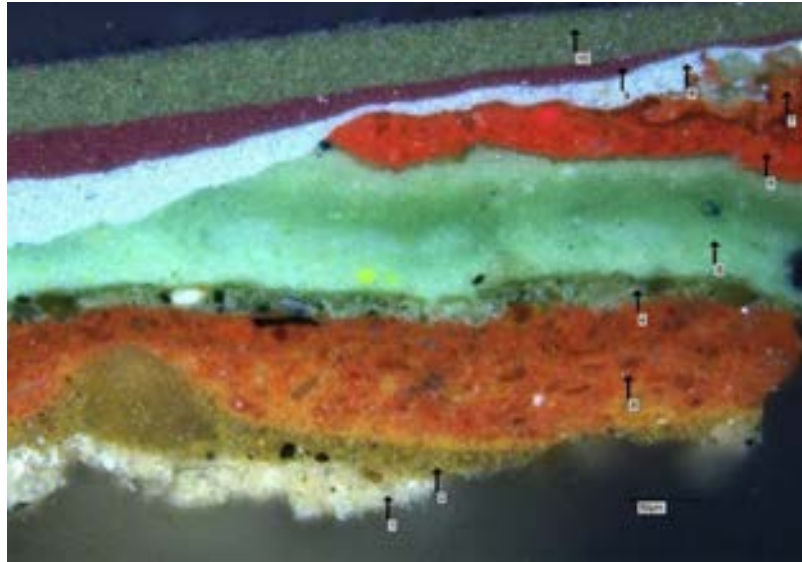
struktion farbiger Teilfassungen entsprechend Befund erfolgen: am vorderen Abschlussprofil des Daches ein Grün, an den seitlichen Nischensäulen ein spiralförmiges Farbdekor.

Für das Kruzifix wurden unter der jetzigen, schwarzen Farbfassung keine ausreichenden Farbbefunde erhoben, die als zuverlässige Grundlage für eine Rekonstruktion dienen könnten. Auf einer frühen historischen Abbildung der Pestkreuznische, ca. 1920, ist allerdings eine helle Fassung des Korpus auf dunklem Kreuz erkennbar, sodass sich die notwendige Neufassung an diesem Vorbild orientieren wird.

Die oben beschriebenen, konzipierten Maßnahmen an der Nische mitsamt Dach, sowie dem umgebenden Mauerwerk sind mittlerweile weitgehend abgeschlossen. Freilegungen waren leider nicht befriedigend durchführbar, daher wurden die alternativ vorgesehenen Holzmaserierungen bzw. Überschlämmungen ausgeführt, um dem Charakter der Materialsichtigkeit zumindest nahe zu kommen. Nach der noch ausstehenden Konservierung und Neufassung des Kruzifixes wird die Pestkreuznische wieder vollständiger und authentischer Bestandteil der Andernacher Stadtmauer sein.

MARTIN HAMMER

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Restaurierung*



- 1) Die Pestkreuznische um 1920
- 2a) Zustand 2021
- 2b) Kartierung zur Rekonstruktion der Erstfassung
- 3) Mikrofoto einer Farbprobe vom Abschlussprofil des Daches. Zu sehen sind die Abfolge der Farbschichten und einzelne Pigmentkörner: in der untersten, weißen Grundierungsschicht weiße Pigmente, in der darüber liegenden, grünen Farbschicht (ursprüngliche Sichtfassung) grüne und schwarze Pigmente.

Die „Deichstadt“ Neuwied

Schutz vor der Rheinflut

Neuwied ist die einzige Stadt entlang des Rheins, deren Rheinflut von einer 7 km langen Deichanlage geprägt wird. 1653 von den Grafen – später Fürsten – zu Wied als strukturiertes Karree im Bereich eines alten Nebenarmes des Rheins gegründet, war die Stadt schon immer in höchstem Maße hochwassergefährdet. Ausschlaggebend für den Deichbau waren die Hochwasser von 1919/1920, 1924 und 1926, die den damaligen Bürgermeister Robert Krups (1884–1950) und den Stadtverordneten Eduard Verhülsdonk (1884–1934) veranlassten, sich für einen sicheren Hochwasserschutz einzusetzen. Hierbei musste berücksichtigt werden, dass auch die alten Rheinarme abgedichtet werden, um eine Hochwasser-Einklammerung der Stadt von zwei Seiten zu vermeiden. Nachdem deichpolizeiliche Genehmigungen und innerhalb des Stadtrates der Beschluss zum Bau des Deiches gefasst und ein Deichbauausschuss gebildet wurde, hatte man die Kosten mit 7,7 Mio. Reichsmark veranschlagt, die letztlich von der Reichs- und Provinzialregierung mit 6 Mio. Reichsmark subventioniert wurden. Zusätzlich zu den unmittelbar an der Stadt entlanggeführten 500 m langen Deichanlagen mit einer Höhe von 5 m musste ein 7 km langer Erddeich geplant werden, der von der Engers/Urmitzer Kronprinzenbrücke bis zum Rasselstein reichte.

Man hatte allerdings die Befürchtung, dass das Stadtbild durch den hohen Deich beeinträchtigt würde. Neben der Deichsicherheit war somit auch eine architektonische Lösung, die ein ästhetisches Erscheinungsbild vermitteln sollte von hoher Wichtigkeit. Im Sommer 1928 rief man daher einen Architektenwettbewerb aus, um „ein gutes städtebauliches Bild der gesamten Rheinflut“ zu erreichen. Ferner sollte auf das fürstliche Schloss Rücksicht genommen werden, das bis dato die Ansicht Neuwieds städtebaulich dominierte. Weiter wurde den Planern die Trassenführung der Mauern, Anzahl und Stand-

orte der Tore, der Bauten wie die Platzierung eines Pavillons gegenüber der Marktstraße mit Treppenanlage zum Rheinufer sowie des Pumpwerks unweit des Schlosses vorgegeben.

Den Zuschlag zum Bau der Anlage erhielt Architekt Walther Furthmann aus Düsseldorf. Seiner Planung entsprang auch der Pegelturm an der südlichen Flanke des Deichs, die Konzeptionierung des Pumpwerks und der Deichkrone als Mittelbauwerk, genutzt als Café mit Außenterrasse, die Verkleidung der Deichmauer mit einer Bänderung von im Wechsel vorspringenden und etwas dunkleren bossierten Muschelkalkplatten sowie zurückfluchtend glatten und hellen Platten gleichen Materials.

Im Nachgang erfuhr die Deichmauer mit den genannten Aufbauten eine weitestgehend positive Würdigung in der Fachwelt. Mithin hatte man den sozialen Effekt, dass viele Arbeitskräfte in einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit an der Erstellung des Bauwerks und der Deichanlagen Beschäftigung fanden, im Verbund mit einer bautechnisch perfekten Hochwasserschutzmaßnahme in baukünstlerischer Ausstrahlung geschickt kombiniert. Die genannten Flankenbauten gepaart mit der Deichkrone „lösen das starre Massiv der Mauer auf und schwingen hinüber zu den Häusern der Stadt“, so Professor Dr. Rudolf Albrecht von der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Die Deichkrone sei jetzt schon eine Sehenswürdigkeit und wirke nicht protzig, sondern weise eine familiäre heimelig wirkende Architektur auf.

Obgleich die Deichmauer mit ihren Aufbauten den Zweiten Weltkrieg einigermaßen unbeschadet überstand, legten die Amerikaner im April 1945 Teile der Deichkrone nieder, um die Fundamente als Rampenauffahrt für eine Pontonbrücke zu nutzen, die als Ersatz für die gesprengte Rheinbrücke benötigt wurde.

Diese zerstörte der Eisgang des Rheins im Februar 1947, sodass kurz darauf die Deichkrone in leicht modifizierter Manier wiederaufgebaut und im August 1951 wiedereröffnet werden konnte. Weitere nachträgliche bauliche Veränderungen durch das Anfügen zweier Pavillons links und rechts des Mittelbaus wurden erst vor wenigen Jahren wieder zurückgenommen. Derzeit ist man auf dem Weg zu einer Planung, die der ursprünglichen baulichen Gestaltung des Furthmann-Entwurfs Rechnung trägt. Voraussetzung für die Verwirklichung ist eine sinnvolle Nutzung des Gebäudes. Das Ansinnen der Stadt Neuwied, den Bau als „Haus des Klimawandels“ zu revitalisieren, wurde kürzlich durch den Bewilligungsbescheid einer Förderung über 4,5 Mio. Euro des Bundesministeriums für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen im Rahmen „Nationaler Projekte des Städtebaus“ vorangetrieben.

In den zurückliegenden beiden Jahren wurde die Neugestaltung des Deichvorgeländes in den Fokus genommen, eine Freitreppe dem alten Modus entsprechend neu angelegt und die Kai-mauer saniert. Aus hochwassertechnischen Gründen musste in Übereinkunft mit denkmalschutzrechtlichen Vorgaben die Deichmauerbrüstung durch Einschub eines Betonbalkens verstärkt werden. Darauf wurden dann wiederum die alten und partiell neue Deckplatten aus Muschelkalk aufgelegt, wobei man in die Anhebung eine neue Illuminierung des Bauwerks integrierte und den teilweise schadhafte Putz auf der Innenseite des begehbaren Deichs in gleicher Zusammensetzung wie 1930 durch einen Trass-Zementmörtel in Kammzugmanier ersetzte bzw. ergänzte.

DR. REINHARD LAHR

*Kreis Neuwied,
Untere Denkmalschutzbehörde*



- 1) Pegelturm mit Freitreppe
- 2) Deichpromenade mit Blick auf Pumpwerk und Rentkammer des Schlosses
- 3) Blick auf die Deichstadt von Südwesten (Weißenthurm)

Die Grevenburg oberhalb von Traben-Trarbach

„ausserordentlich malerisch in Erscheinung tretende Ruinen“

Die Grevenburg war einst eine imposant auf dem Sporn oberhalb von Trarbach an der Mosel gelegene Burg, die von den Grafen von Sponheim-Starkenbourg um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Verbindung mit der Stadtbefestigung gegründet wurde. Ihre Baugeschichte ist kaum erforscht, nur für das von Kriegen und Zerstörungen geprägte 17. und frühe 18. Jahrhundert verdichten sich die Informationen. Nachdem König Ludwig XIV. die hintere Grafschaft Sponheim 1680 besetzt hatte, um sie im Rahmen der Reunion samt der Kurpfalz Frankreich einzuverleiben, nahm er auch im Folgejahr die Grevenburg ein. Zur Sicherung des gewonnen Territoriums ließ er ab 1687 auf dem gegenüberliegenden Plateau oberhalb von Traben die Festung *Mont Royal* nach Plänen des berühmten Festungsbaumeisters Vauban erbauen, die allerdings nie vollendet und schon 1697 beim Abzug der Franzosen geschleift wurde.

Gleichzeitig bauten die Franzosen, vermutlich ebenfalls nach Plänen Vaubans, die Grevenburg als Vorwerk aus, um mit ihr einen Sperrriegel über die Mosel zu bilden. 1703 fiel der mächtige mittelalterliche Donjon (Wohn- und Wehrturm), die gesamte Anlage wurde schließlich 1735 gesprengt. Von der weithin sichtbaren Anlage blieben nur niedrige Mauerzüge und Schuttberge erhalten. Zwei steinerne Zeugen der Geschichte haben jedoch die Stürme der Zeit überdauert: Der südliche Treppenturm des Donjons – heute noch durch die Sprengung schief stehend – und die über der steilen Felskante zur Mosel hoch aufragende Ruine des sogenannten Kommandantenbaus. Dieser war einst ein untergeordnetes Bauwerk, nordwestlich vor dem eigentlichen Hauptgebäude der Burg, dem Donjon, gelegen. Seit der Moselromantik des 19. Jahrhunderts zierte die Ruine indessen als vielfach zitiertes Wahrzeichen von Traben-Trarbach Gemälde und frühe Fotografien. Die hohen Bögen und die beherrschende Lage an der Spornspitze vermitteln

heute den Eindruck einer fragilen Ruine. In historischer Zeit war genau das Gegenteil der Fall: Die Grevenburg war dominiert vom mächtigen, mittelalterlichen Donjon und den ihn umgebenden Mauern und Türmen, die später noch durch Festungswerke verstärkt wurden. Ein Plan von 1704/1734 überliefert die stark gesicherte und im Kontext der französischen Reunion wohl von Vauban ausgebaute Anlage.

Die hohe offene Bogenstellung im unteren Bereich mit einem darüberliegenden, kleinteilig durchfensterten Giebel hat in der Literatur bisher zur Deutung geführt, dass die Bögen durch das Herausbrechen von Fensterbrüstungen und Stürzen entstanden seien. Auf den ersten Blick mag dies auch plausibel erscheinen. Eine detaillierte bauhistorische Untersuchung des kürzlich instandgesetzten Mauerwerks hat jedoch neue Erkenntnisse gebracht. So fehlen die vermeintlichen Abbruchkanten von Brüstungen und Stürzen, die bei einem nachträglichen Herausbrechen zu erwarten wären. Vielmehr zeigen sich drei Pfeiler mit vertikalen Baunähten zu den angrenzenden Mauern. Diese Befunde lassen nur eine Deutung zu: Es wurde zunächst eine freistehende Bogenreihe errichtet, deren oberer Abschluss durch die spätere Ergänzung des Giebels nicht mehr nachvollziehbar ist. Die Bogenreihe dürfte aber eine Auflagefläche für auskragende Balken geboten haben. Erst später wurde dieses Bauwerk zu einem Gebäude erweitert und mit einem Giebel aufgestockt.

Eine solche Bogenstellung ist für eine Burg ungewöhnlich. Zwar wäre sie als Unterbau einer Brücke, einer Wasserleitung oder eines Aborts vorstellbar, doch erscheint dies für die Lage hier nicht plausibel. In die Höhe zu bauen, konnte daher nur einen Grund gehabt haben: die Verbesserung der Fernsicht. Der Donjon selbst, als höchstes Gebäude an der Moselseite, besaß, den historischen Abbildungen nach zu



- 1) Ruine des Kommandantenbaus mit Blick auf Traben
- 2) Blick auf die Ruine der Grevenburg oberhalb von Trarbach

urteilen, nur einzelne Fenster in den Türmen und einen Wehrgang an der Moselseite. Es war also vermutlich kein idealer Standpunkt vorhanden, um von der steilen Felskante aus die Moselschleife direkt und mit vollem Sichtfeld zu überblicken. Auch die Türme lagen für diese Blickbeziehungen vermutlich zu weit im hinteren Bereich der Burg. Es sollte daher wohl eine Aussichts- und Wehrplattform geschaffen werden, die einen weitreichenden Ausblick auf den Ort, die Moselschleife und das Plateau oberhalb des Ortes Traben ermöglichte. Genau diese strategisch wichtige Lücke eines umfassenden Auszugs konnte die Bogenstellung als Unterbau einer Aussichts- und Wehrplattform schließen. Mangels baulicher Befunde durch den späteren Umbau zum Kommandantenbau wurde für die Überprüfung dieser Theorie eine Sichtfeldanalyse erstellt, die belegt, dass die erhöhte Plattform

eine deutliche Verbesserung der Blickbeziehung insbesondere auf das Plateau erbracht hätte. Die Wehr- und Aussichtsplattform muss um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet worden sein. Noch vor 1682 wurde sie zum sog. Kommandantenbau umgebaut. 1735 gesprengt, im 19. Jahrhundert touristisch wiederentdeckt, erfolgten 1872, 1906, 1932 und schließlich 2021 Sicherungsarbeiten an der Grevenburg. Der Kommandantenbau als Teil der nur *noch wenige[n], aber ganz ausserordentlich malerisch in Erscheinung tretende[n] Ruinen*, wie sie 1902 beschrieben wurden, ist damit für kommende Generationen als Wahrzeichen Traben-Trarbachs gesichert.

JUTTA HUNDHAUSEN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Bauforschung

Die evangelische Johanniskirche in Mainz

Vom schlichten Kirchenbau zurück zum monumentalen Wahr-Zeichen

Seit 1956 präsentierte sich die nach Kriegszerstörungen durch den Kirchenarchitekten Karl Gruber wieder aufgebaute Johanniskirche als ein relativ unscheinbarer traditionalistischer Kirchenbau mit seltsam gedungenen Proportionen im Inneren. Lange Zeit konnte man nicht ahnen, in welchem Umfang hier noch historische Bausubstanz des Mittelalters aus merowingischer und karolingischer Zeit erhalten geblieben war, bis der Einbau einer Fußbodenheizung 2013 Anlass für umfangreiche bauhistorische Untersuchungen und archäologische Grabungen bot, die bis heute andauern. Und so konnte inzwischen zur Gewissheit werden, was in Fachkreisen schon lange vermutet wurde, bei St. Johannis handelt es sich um den *Aldedu(o)m*: der ersten Mainzer Bischofskirche.

Der von Friedrich Pützer 1906–1907 im Jugendstil als Gesamtkunstwerk umgestaltete Kirchenbau, brannte durch das Bombardement am 12. August 1942 komplett aus. Zunächst wurde ein Abriss der stark zerstörten Kirche in Erwägung gezogen, diese ab 1949 dann aber doch durch Karl Gruber wiederaufgebaut. Gruber ließ zunächst sämtliche Einbauten Pützers entfernen und viele Teile des erdgeschossigen Mauerwerks durch Ziegelmauerwerk austauschen, paradoxer- und zugleich glücklicherweise blieb jedoch das darüber gelegene mittelalterliche Mauerwerk erhalten. Die seit nunmehr über 10 Jahre andauernden Bauforschungsarbeiten und archäologische Grabungen erbrachten einzigartige wissenschaftliche Erkenntnisse zur Geschichte des Bauwerks und seines städtischen Umfelds. Spektakulärster Fund war unter anderem die im Jahr 2019 aufgefundene Grablege eines Erzbischofs inmitten des Kirchenraums. Die prominente Lage des Grabes, die seidene Kasel (Messgewand) und ein Pallium – eine Art Stola, die nur sehr hohen Geistlichen zusteht – identifizierten das Grab als erzbischöflich. Textiluntersuchungen und vor allem eine

C14-Datierung der Schuhe ließen nur den Schluss zu, dass es sich hier um Erzbischof Erkanbald (1011–1021) handeln kann, den ersten Mainzer Bischof, der innerhalb der Mainzer Stadtmauern in seiner Amtskirche bestattet wurde. Nach der endgültigen Einweihung des unter Erzbischof Willigis (975–1011) begonnen „neuen“ Doms 1036 wurde der „alte Dom“ zur Kirche des St. Johannisstiftes umgebaut. Ein sogenannter Paradiesgang, der quer zur heutigen Schöffersstraße verlief und der ebenfalls archäologisch nachgewiesen werden konnte, verband fortan alten und neuen Dom.

Zu den spektakulären bauarchäologischen Befunden zählen der Nachweis einer Stollenkrypta sowie die Funde eines romanischen Lettners. Eine baugeschichtliche Besonderheit stellt dabei der gotische Lettner mit seiner außergewöhnlichen Architektur eines innenliegenden Chörleins dar. Dieser wurde notwendig, nachdem die Kirche des Viktorstiftes in Weisenau 1552 zerstört worden war und die Johanniskirche fortan doppelt belegt wurde: Das Viktorstift traf sich im Ostchor, das Johannisstift hielt Messe im Westchor. Insgesamt konnten mehr als 500.000 Fundstücke aus allen Epochen gesichert werden. Sie reichen von römischen Haarnadeln, mittelalterlichen Münzen bis hin zu frühneuzeitlichen Ohrenkratzern und geben einen reichen Aufschluss über die Vergangenheit.

Mit dem Ende des Kurstaates wurde auch die Johanniskirche 1792 säkularisiert und durch die französischen Besatzer als profanes Material und Militärlager genutzt. Ab 1830 wurde der Sakralbau, dessen Bodenniveau mittlerweile auf das der Schöffersstraße angewachsen war, nach einer zweijährigen Umbauphase als evangelisches Gotteshaus genutzt. In diesem Zuge wurden Emporen im Langhaus und Ostchor eingefügt. Die Johanniskirche blieb bis zur Einweihung der Christuskirche 1905 die einzige evangelische



- 1) Blick nach Westen in das Mittelschiff
- 2) Außenansicht
- 3) Öffnung des Sarkophags von Erzbischof Erkanbald

Kirche im vorwiegend katholischen Mainz, das seit 1815 zum Großherzogtum Hessen gehörte. Durch die Ausgrabungen wurde das ursprüngliche romanische Bodenniveau des Kircheninneren wiedergewonnen, wodurch dem heutigen Besucher die Anmutung einer monumentalen romanischen Bischofskirche wieder erlebbar gemacht wird.

Neben der üblichen denkmalfachlichen Beratung durch die Landesarchäologie und Landesdenkmalpflege ist das außerordentliche fachliche und finanzielle Engagement des Dekanats Mainz und der Verwaltung der Landeskirche in Hessen und Nassau besonders zu würdigen, die den Löwenanteil der Kosten übernommen hat und sich damit ihrer Verantwortung für ihren Alten Dom stellt. Auch das Land Rheinland-Pfalz und der Bund

unterstützten die Maßnahmen finanziell. Mittlerweile konnten zehn Bauabschnitte von kombinierten Bauforschungs- und archäologischen Untersuchungen erfolgen. Ein elfter und letzter Bauabschnitt zum Abschluss der Untersuchungen sowie der notwendigen statischen Sicherungen befindet sich gegenwärtig in Vorbereitung, der ebenfalls die Erarbeitung eines Nutzungskonzepts einschließen soll. Wir hoffen, dass der nun architektonisch ganz anders erfahrbare monumentale Kirchenraum neben der religiösen Nutzung auch der breiteren Öffentlichkeit und den interessierten Touristen als außergewöhnliches Wahrzeichen zugänglich und anschaulich bleibt.

DR.-ING. MARKUS FRITZ-VON PREUSCHEN
Landeskonservator

Der Wormser Dom

Das Wahrzeichen der Stadt seit dem Hochmittelalter

Wer sich heute der Stadt Worms von der Rheinseite annähert, wird zunächst durch den imposanten historischen Turm der sogenannten Nibelungenbrücke geführt. Von dort aus ist die beeindruckende Stadtsilhouette von einer Vielzahl an Türmen geprägt. Diese Ansicht wurde auch in den spätmittelalterlichen Darstellungen der Stadt, zum Beispiel von Sebastian Münster oder Matthäus Merian, bevorzugt. Damals war der Stadtkern zudem von den vielen – heute meist verlorenen – Türmen der mittelalterlichen Stadtbefestigung umkreist. In deren Mitte thronte auf einer natürlichen Anhöhe der Dom.

Der fast vollständig aus dem 12. Jahrhundert stammende Dom (Baubeginn um 1106), dominiert noch heute das Stadtbild und gilt als das unumstrittene Wahrzeichen der Stadt Worms. Seine Gestaltung als über hundert Meter lange Basilika mit Querhaus sowie vier flankierenden Seiten- und zwei Chortürmen im Westen und Osten fügt sich in die Reihe der großen romanischen Sakralbauten Europas ein. Seine Gestaltung prägt dadurch nicht nur die Erscheinung, sondern auch die Wahrnehmung der Stadt in der Region und darüber hinaus. Besonders erwähnenswert, gerade im Vergleich zu den beiden anderen Kaiserdomen in Speyer und Mainz, ist, dass er über die Jahrhunderte von massiven Zerstörungen verschont blieb. Zudem zeugt der hohe Anteil an erhaltener mittelalterlicher Bausubstanz von der damals verwendeten hohen Qualität der Baumaterialien. Konstruktiv stellen die Dächer der Türme, die wie das übliche Mauerwerk aus großen Sandsteinquadern bestehen und nicht aus einer Holzkonstruktion mit Dachhaut aus Ziegeln oder Schiefern, eine Besonderheit dar. Hierdurch hebt sich der Dom von anderen Kathedralen ab. Die gewollt asymmetrischen Gliederelemente und die vielen Säulengalerien, mit ihrer üppigen, fantasievollen Bauskulptur verleihen den Fassaden eine außergewöhnliche Lebendigkeit.

Instandsetzungsmaßnahmen fanden am Dom Anfang des 20. Jahrhunderts unter der Leitung des Stadtbaumeisters Karl Hofmann statt; nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die entstandenen Schäden eher notdürftig repariert. Im Jahre 2001 begann die Domgemeinde eine größere Kampagne zur notwendigen Instandsetzung der Außenhülle des Domes. Bereits bearbeitet wurden in den letzten zwei Jahrzehnten die West- und Ostteile sowie größtenteils die Nordseite inklusive Dächer.

Seit 2023 wird der Dom durch Mittel des Bundes (BKM) und des Landes Rheinland-Pfalz gefördert, wodurch eine Fortführung der Sanierung gesichert werden konnte. Als einer der letzten Bauabschnitte auf der Nordseite wurde die sogenannte Silberkammer eingerüstet. Dabei handelt es sich um einen kleinen rechteckigen Anbau zwischen Nordostturm, Sanktuarium und Nordquerhaus, der für liturgische Zwecke genutzt wird. Das Mauerwerk aus kleinen heterogenen Handquadern differiert im unteren Bereich eindeutig von dem sonst üblich anzutreffenden aus Sandstein-Großquadern. Aus diesem Grund wurde die Silberkammer lange für einen Überrest des Vorgängerbaus gehalten, der vom Bischof Burchard gestiftet und 1018 geweiht wurde und von dem die unteren Trommeln der Westtürme tatsächlich noch erhalten sind. Durch die historischen und bauhistorischen Untersuchungen der letzten Jahre konnte der Bau jedoch eindeutig dem 12. Jahrhundert zugeschrieben werden. Nicht nur an der Außenfassade lassen sich stilistische Merkmale aus verschiedenen Epochen – Romanik, Gotik, Barock – feststellen, sondern auch im Inneren. Aktuell wird er deshalb einer bauhistorischen Untersuchung im Rahmen einer kunsthistorischen Masterarbeit beim Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg unterzogen. Ziel ist hierbei, neben der akribischen Dokumentation des Bestandes, die komplexe Baugeschichte nachzuzeichnen.



- 1) Südquerhaus
- 2) Domansicht vom Süden
- 3) Gerüst am Südquerhaus

Besonders erfreulich ist die Unterstützung des Forschungsvorhabens durch die Domgemeinde sowie das Bistum Mainz.

An der Südseite wurde im Frühsommer 2024 mit der Einrüstung der Querhaus-Südfassade der nächste Abschnitt der Sanierung begonnen. Auch hier wird parallel zur Mauerwerkinstandsetzung die Gelegenheit genutzt, das Mauerwerk bauhistorisch zu dokumentieren und zu untersuchen. Besonders spannend wird die Antwort auf die Frage sein, ob zwischen den unteren und den oberen Mauerpartien Unterschiede festzustellen sind, zum Beispiel in der Verteilung der Steinmetzzeichen oder in der Oberflächenbearbeitung der Quader, da die bisherige Forschung von einem Zeitunterschied von einigen Jahrzehnten bei der Entstehung dieser Bauteile ausgeht.

Im Inneren des Domes wurden in den letzten Jahren von der Domgemeinde mit Unterstützung des Dombauvereins auch die restauratorischen Voruntersuchungen zur Konservierung der großen, repräsentativen Relief-Fragmente des ehemaligen, Anfang des 19. Jahrhunderts abgetragenen Kreuzgangs vorangetrieben.

Die staatlichen Denkmalbehörden werden regelmäßig von der kirchlichen Denkmalpflege des Bistums Mainz zur Abstimmung und zur gesetzlich vorgesehenen Benennungsherstellung eingeladen und freuen sich über die fortschreitenden Maßnahmen sowie die hervorragende Zusammenarbeit.

AQUILANTE DE FILIPPO

Stadt Worms,

Untere Denkmalschutzbehörde

Die Liebfrauenkirche in Koblenz

Ein Wahrzeichen der Stadt Koblenz und ihrer Bürgerschaft

In der Koblenzer Altstadt setzen die Florinskirche, die Kastorkirche und die Liebfrauenkirche mit ihren Doppelturmfassaden Akzente. Gäste erleben die Liebfrauenkirche bei einer Stadtführung als Orientierungspunkt. Ihre Glocken prägen jeden Tag bis zum Läuten der „Lumpenglocke“ um 22 Uhr den Rhythmus der Altstadt mit.

Oft fragen die Gäste, wie es zu der Häufung von zweitürmigen Kirchen kam. Warum Koblenz im Rhein-Maas-Gebiet mit seinen frühen romanischen Doppelturmfassaden hervorsticht, bleibt aber ein Rätsel. Die Stiftskirche St. Kastor erhielt bis 1103 ihre Westtürme. Schiff und Westtürme der Stiftskirche St. Florin entstanden um 1100. Es erscheint daher nur konsequent, dass man der Liebfrauenkirche bei ihrem Neubau in den Jahren um 1180 bis um 1205 ebenfalls eine Doppelturmfassade gab. Sie stand als Pfarrkirche im Zentrum des städtischen Lebens. Die Pfarrstelle besetzte zwar von 1040/1041 bis 1729 das Stift St. Kastor, aber erst 1218 wurde St. Kastor zur eigenständigen Pfarrei der Koblenzer Unterstadt, während Liebfrauen die Pfarrechte für die Oberstadt behielt.

Liebfrauen war eng mit dem Selbstverständnis der Koblenzer Bürger verbunden. Die Pfarrpatronin Maria ist auch die Stadtpatronin. Im Koblenzer Stadtwappen liegt die goldene Krone der Himmelskönigin Maria auf dem Wappen des Erzbischofs von Trier, des früheren Herrn über Koblenz, dem roten Kreuz auf silbernem Grund. Das große Koblenzer Siegel von 1254 zeigt hinter der Stadtmauer eine doppeltürmige Kirche. Dies dürfte die Liebfrauenkirche sein, denn die Lilie über ihrem Giebel ist ein Mariensymbol.

Vom 13. bis 17. Jahrhundert befand sich das Rathaus in der Braugasse neben der Kirche. Die wichtigste Prozession der Stadt begann von 1348 bis etwa 1794 bei der Liebfrauenkirche

und endete darin mit einer Messe. Sie erinnerte an die 172 Koblenzer, die am 20. April 1347 bei der Grenzauer Fehde gefallen waren.

Die mit dem Neubau gesteigerte stadtbildprägende Wirkung der Liebfrauenkirche wurde dadurch begünstigt, dass sie seit dem 5./6. Jahrhundert auf dem höchsten Punkt der Altstadt, innerhalb des spätrömischen Kastells, stand. Diese Wirkung erfuhr in der Spätgotik weitere Steigerungen, vom Neubau des Chors 1404 bis 1457 bis zur Ersetzung des spätromanischen Gewölbes des Mittelschiffs durch ein spätgotisches 1487. Einen Teil der Baukosten für den Chor trug die Stadt. Die Strebepfeiler des Chors greifen Merkmale der Turmarchitektur auf. Somit war der Chor mit seinem hohen Dach wie die Türme als Schauseite gedacht. Der Chor diente vom 15. bis ins 18. Jahrhundert als Ort für die Geistlichen und die Stadtspitze, Bürgermeister, Ratsherren und Schöffen, während die Chöre der Stiftskirchen den Geistlichen vorbehalten waren.

Während des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1697) wurden bei der Bombardierung von Koblenz auch die spitzen Turmhelme von Liebfrauen zerstört. Beim Wiederaufbau 1694 erhielten die Türme ein weiteres Geschoss sowie Zwiebelhauben. Wir erleben die Kirche so prächtig, wie sie sich seitdem präsentierte, aber es gab eine Zeit, in der sie weniger präsent war. Die Stadt überlegte, wegen des defekten Dachstuhls die Jesuitenkirche zur Stadtpfarrkirche zu machen. 1808 entschied sie sich zwar für Liebfrauen, gab der Kirche aber aus Kostengründen ein niedriges Dach.

Dach und Turmhelme brannten nach dem Brandbombenangriff vom 6. November 1944 ab. Die Instandsetzung der Kirche erfolgte erst 1950 bis 1957, weil der Pfarrer dem Wiederaufbau der Wohnhäuser den Vorrang gab. Die

Türme erhielten abermals Zwiebelhauben; der Chor bekam wieder ein hohes Dach. Bei allem Bemühen, ein Wahrzeichen zurückzugewinnen, schlich sich die Eleganz der 1950er-Jahre ein: Die Pfarrei verzichtete auf Gauben und Steinkugeln der Turmhelme. Seit 1974 prägt ein weiterer Kompromiss das Äußere der Kirche: Putz und Farbigkeit, die man 1883 entfernt hatte, sind nur an Chor und Schiff wiederhergestellt. Die Fassung hat ein gotisches Vorbild und nur die Rundbogenfenster des Vorchors sind romanisch gefasst.

Weil seit diesen Restaurierungen Dispersionsfarbe Feuchtigkeit im Stein hielt, kam es zu Schäden. Schrittweise erhielt die Kirche deshalb seit 1999 eine mineralische, diffusionsoffene Fassung. Im Inneren trennte zudem eine spätrömische Fassung das Schiff von Chor und Gewölben, die eine spätgotische Fassung aufwiesen. Dieser unhistorische Zustand konnte durch die Innenrenovierung von 1999/2000 geändert werden. Der komplette Kirchenraum erhielt wieder eine spätgotische Fassung: Das Weiß der Wände kontrastiert mit der roten Architekturgliederung, vergoldeten Kapitellen und farbigen Schlusssteinen. Wie plastisch die dick überstrichenen Kapitelle wirken könnten, zeigt sich seit 2018 an den freigelegten Kapitellen im Vorraum.

2005 bis 2007 wurde der Chor am Außenbau instandgesetzt. Spröder Klebstoff und Dispersionsfarben hatten Zierelemente der Strebebögen gelöst, die durch Repliken ergänzt worden waren. Tuffstein-Vierungen ersetzen zudem lockere Mörtelplomben an den Maßwerkfenstern. Der Kontrast der steinsichtigen Türme mit der Farbfassung des übrigen Baus ist geblieben. Gerade in dieser differenzierten Gestalt spiegelt Liebfrauen aber die Geschichte der Stadt und bleibt ein Identifikationspunkt für die Menschen.

MANFRED BÖCKLING

Stadt Koblenz,

Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Koblenz um 1890
- 2) Südansicht der Liebfrauenkirche
- 3) Maria als Himmelskönigin und Stadtpatronin, Statue von 1702 über dem Hauptportal der Liebfrauenkirche

Die Hofhäuser in Landau

Versteckte Wahr-Zeichen einer Stadt

Wie nichts Anderes in der Stadt Landau stehen die mittelalterlichen und Renaissancehofhäuser, später „barockisiert“, in der Altstadt für die mittelalterliche Kaufmannsstadt an der Queich. Die Enge innerhalb der Stadtmauern und die Gefahren eines Überfalls zwangen Eigentümer und Baumeister kreativ zu werden. Nach außen eine oft bucklige Steinfassade mit kleinen, oft vergitterten Fensteröffnungen, die einerseits Diebe und den Fiskus abschrecken sollte und andererseits zeigen sollte: „Da ist nichts zu holen!“ Nach innen hingegen eine aufgelöste, repräsentative Fassade mit Renaissancespindelturm und umlaufenden Laubengalerien, um die Handelspartner zu beeindrucken. Bis zum Zweiten Weltkrieg gab es noch etwa 75 dieser Höfe, mal große Vierseithöfe, mal in den engeren Bereichen auch nur einen Zweiseitlaubengang entlang der Nachbarwand. Durch den Krieg wurden 45 % der Stadt in Mitleidenschaft gezogen (heute nicht im Ansatz zu erahnen) und die Zeit nach dem Krieg beförderte, dass viele Laubengalerien zugesetzt wurden, um die Flächen den Wohnungen zuzuschlagen.

Einer der bekanntesten und schönsten Höfe ist der des Frank-Loeb'schen Hauses, dessen Vierseithof mit steinerner Spindel durch Bürgerengagement gerettet und saniert werden konnte. Seit über 25 Jahren ist er ein fester Bestandteil im kulturellen Leben der Stadt und mit Galerie sowie Ausstellung zum Jüdischen Landau weit über die Stadt hinaus bekannt. Das Haus war im Mittelalter und in der Neuzeit Poststation: Auf dem Brunnen neben der Weinstube steht die Inschrift *Hier trinkt man ohne Geld* und weist noch heute Reisende auf das „Gratisgetränk“ hin. Nirgendwo sonst lässt sich besser zeigen, dass das Bauen oft stark pragmatischen Gründen folgte. Um die Kutsche wenden zu können, kragen die Laubengalerien auf Konsolen aus, damit der Hof stützenfrei bleibt. Diese Eleganz fehlt vergleichbaren Höfen, etwa in Straßburg.

Aber auch weniger große Höfe fanden eine Lösung für das Problem mit dem Fuhrwerkwenden. Ganze Straßenzüge bekamen kommunizierende – also verkettete – Höfe. Am Anfang fuhr man in einen Hof und dann durch Zwischentore in den Nächsten und den Nächsten, bis es am Ende der Straßenzeile wieder raus auf die Straße ging. Nachts wurden alle Tore geschlossen. Die Bebauung gerade entlang längerer Blockgevierte folgt oft diesem Stil. Die vielen kleinen Höfe zeigen, wie man im Mittelalter mit der Tiefe des Raums umzugehen wusste. Der Hof war Belichtung und Korridor zugleich, im Erdgeschoss wurden Waren umgeschlagen, in den Obergeschossen gewohnt. Als großer Verteilerraum war er Sammelpunkt des Hauses, ein Wohnzimmer im Freien.

Mit dem Übergang der elsässischen Reichsstädte an die französische Krone und dem Bau der Festung ab 1688 ändern die Fassaden der Landauer Häuser ihre Erscheinung: Der französische Barock hält Einzug in die Stadt. Repräsentative Fassaden nehmen an Bedeutung zu und der zeitgenössische Architekturstil sowie Madonnennischen werden zum sichtbaren Zeichen der Rekatholisierung als gewollter Ausdruck der Anpassung an die französische Herrschaft. Das Militär erzwingt dazu, dass zur Abwehr von Feuern in der Stadt alle Gebäude in Stein zu errichten sind. Fachwerkfassaden sind zu verputzen, um Brandüberschläge zu verhindern. Dadurch erhält die Stadt ihr heute dominierend barockes Erscheinungsbild. Die alten Höfe sind jedoch geblieben und wurden auch im Barock weiter gebaut.

Zeuge dieser Baupolitik ist ein großer Hof Ecke Kronstraße und Riesengasse. Bei der aktuellen Sanierung kam unter dem nachkriegszeitlichen, barock angelegten Putz- und Farbsystem so manches zum Vorschein, dass dem Zweihof zur Ehre gereicht und die Altstadt wieder ein Stück



- 1) Innenhof Frank-Loeb'sches Haus, links der Brunnen
- 2) Innenhof Kronstraße 2
- 3) Fassade Renaissancebau Kronstraße 48/Riesengasse 5

älter macht: Insgesamt drei historische Torbögen fanden sich in den Außenwänden des Anwesens. In der Rückwand fand man ein barockes Verbindungstor zum Nachbarn: Der Hof wurde Teil eines Kettenhofs, nachdem man den ursprünglich großen Hof durch einen Mittelflügel geteilt hat. Ein kompletter und 20 Meter daneben ein teilweise erhaltener gotischer Bogen zeigen die Ein- und Ausfahrt des Kaufmanns- oder Adels-hofs. Seine lange Fassade mit vielfältigen Renaissancegewänden, dazu ein hölzerner Spindelturm mit Renaissanceausmalung im westlichen Hof zeigen, dass der Bau weit älter ist, als von außen gedacht. War bislang ein Gestaltungskonzept mit Barockfassung angedacht, ist man jetzt umgeschwenkt, um die befundete Renaissancefassung des Gebäudes zu zeigen. Auch der Renaissancespindelturm erhält seine alte Eleganz zurück. Die nach einem Brand zerstörten

Laubengalerien werden in altem Aussehen, aber in brandsicherer Ausführung neu entstehen.

Das überdurchschnittliche Engagement der Bürgerschaft, der bemerkenswerte Einsatz aller Beteiligten, vor allem aber die Bereitschaft der Eigentümer private Ressourcen einzusetzen, bringen uns Juwel um Juwel ins Stadtbild zurück. Noch viele solcher Schätze liegen im Verborgenen und an sie gilt es zu denken. Sie versprechen uns noch viel Spannendes zu beschern und letztlich die Stadt immer wertvoller und schöner erscheinen lassen.

JÖRG SEITZ

Stadt Landau,

Untere Denkmalschutzbehörde

Leininger Oberhof in Grünstadt/Pfalz

Orpheus in neuem Glanz

Der Leininger Oberhof – ehemals Schloss Oberer Hof – in Grünstadt beherbergt im Südflügel als letztes erhaltenes Relikt der Barockresidenz das Deckengemälde „Orpheus vor Pluto und Persephone in der Unterwelt“. Die heutige Musikschule und Bücherei wurden von der Stadt als Eigentümerin in den vergangenen Jahren umfangreich saniert. Die Restaurierung des Deckengemäldes war Teil dieser Gesamtmaßnahme.

1716 ließ Graf Georg II. Carl Ludwig von Leiningen-Westerburg-Schaumburg das Schloss errichten, nachdem die früheren Leininger Stammburgen Alt- sowie Neuleiningen im Pfälzischen Erbfolgekrieg zerstört worden waren. Bis zur Französischen Revolution diente es neben dem Unteren Hof den beiden gräflichen Linien Leiningen-Westerburg-Schaumburg und -Westerburg-Neuleiningen, die ihre Herrschaft abwechselnd kalenderjährlich ausübten, als Residenz.

Die Architektur des Schlosses zeigt eine langgestreckte, entlang der Neugasse in einen Nord- und einen Südflügel geteilte Anlage. Die der Straßenflucht geschuldete leicht konkave Straßenfassade wird von einem mit Ornamenten reich verzierten Prunkportal mit Erscheinungsbalkon unterbrochen. Die Geschosse des zweigeschossigen Südflügels und des nachträglich aufgestockten Nordflügels werden durch Gurtgesimse getrennt. Die Fenster zeichnen sich durchgängig durch gebrochenes Rahmenwerk aus.

Die Anlage verdeutlicht die Bedeutung Grünstadts als Residenz mit einem der wenigen erhaltenen Vertreter der Adelsarchitektur des 18. Jahrhunderts im Landkreis.

Nach dem Untergang der Leininger Herrschaft wurde es im Jahre 1823 von der Stadt zunächst in Teilen sowie 1883 komplett gekauft und als Schule umgenutzt. Damit einher ging eine komplette Veränderung des südlichen Gebäudetrakts.

Nicht nur das Raumgefüge wurde geöffnet und ein Treppenhaus eingebaut, sondern auch das Gemälde von der alten Decke in eine neue Betondecke transloziert und später übermalt.

Bei Malerarbeiten 1919 fiel das übertünchte Deckengemälde auf und wurde wieder aufgedeckt. Nur der überlieferten Beschreibung des Oberstudienrats Ernst vom Grünstädter Progymnasium (heute Leininger Gymnasium) ist es zu verdanken, dass das Gemälde überhaupt noch lesbar war.

Das Gemälde, welches vermutlich um das Jahr 1720 entstand und dem gräflichen Hofmaler Johann Martin Seekatz (1680–1729) zugeschrieben wird, der in den Jahren 1719 bis 1725 in Grünstadt lebte, erzählt die bewegende Geschichte von „Orpheus vor Pluto und Persephone in der Unterwelt“. Mit der Erzählung aus der griechischen Mythologie lässt es einen kleinen Einblick in die damalige Ausschmückung des Schlosses erahnen. Neben dem Deckengemälde wurden nur einzelne Fragmente von Wandmalereien im gegenüberliegenden Balkonzimmer des Nordflügels gefunden.

Die Herausforderung für die Restauratorin bestand zum einen darin, die im Laufe der Jahrhunderte von den Spuren der Zeit gezeichneten Deckengemälde von späteren Übermalungen und Schäden zu befreien und wieder lesbar zu machen. Durch diese Maßnahme war es möglich, das relativ kleine Gemälde vom neuen Standort ein Stockwerk tiefer für den Betrachter wieder erlebbar werden zu lassen.

Es galt, die Struktur des Gemäldes zu stabilisieren, Hohllagen zu behandeln und Risse zu schließen, ohne dabei die originale Substanz des Kunstwerks zu beeinträchtigen. Durch den Einsatz modernster Analysetechniken konnte die Restauratorin die Materialzusammensetzung



- 1) *Leininger Oberhof mit Prunkportal*
- 2) *Deckengemälde im heutigen Treppenhaus*
- 3) *Detail, Orpheus und Persephone*

untersuchen und die Geschichte der Oberflächenüberzüge nachvollziehen, was wertvolle Einblicke bis in die Entstehungszeit des Gemäldes ermöglchte.

Die Restaurierung erfolgte Schicht für Schicht, wobei man größte Sorgfalt darauf verwendete, die ursprünglichen Farben und Details des Gemäldes wiederherzustellen. Jeder Schritt wurde sorgfältig dokumentiert und analysiert, um sicherzustellen, dass das Ergebnis sowohl ästhetisch als auch historisch korrekt blieb. Die präzisen Retuschen und die gewissenhafte Nachbearbeitung trugen dazu bei, den visuellen Sinnzusammenhang des Gemäldes wiederzuerlangen und seine Einzigartigkeit zu bewahren. So war die Restaurierung auch immer eine Abwägung zwischen Konservierung und Interpretation. Insgesamt war die Restaurierung

des Deckengemäldes im Südflügel des Leininger Oberhofs ein herausforderndes und faszinierendes Projekt, das nicht nur die ästhetische Pracht wiederherstellte, sondern auch die Bildsprache und Szenerie der Orpheus-Mythologie rekonstruierte. Das Projekt bot zudem wertvolle Einblicke in die Kunstpraktiken sowie Materialtechnologien vergangener Epochen.

So erstrahlt das restaurierte Deckengemälde im Treppenhaus der heutigen Bücherei wieder im neuen alten Glanz. Damit konnte das bedeutende kunsthistorische Relikt als Zeuge der bauzeitlichen Barockschlossnutzung für die Zukunft bewahrt werden.

JAN LANDSCHREIBER

*Landkreis Bad Dürkheim,
Untere Denkmalschutzbehörde*

Das Rathaus in Neustadt an der Weinstraße

Steht das älteste Rathaus der Pfalz in Neustadt?

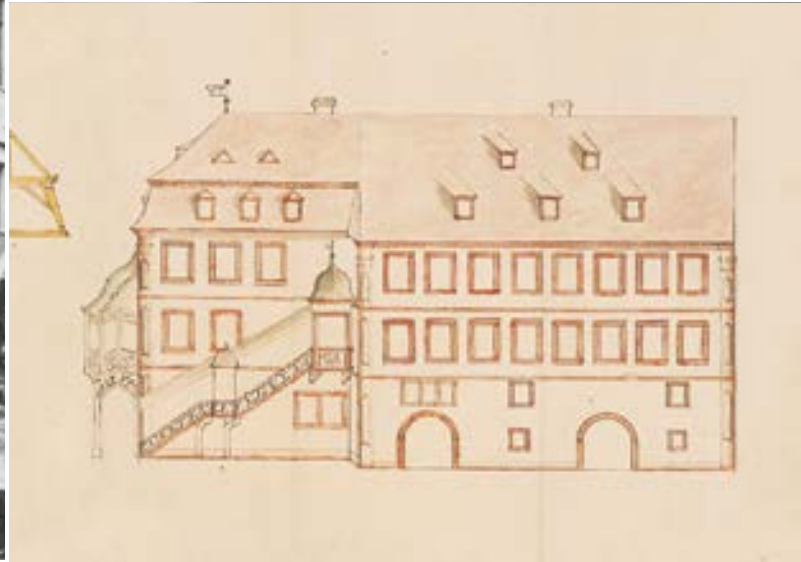
Rathäuser gehören seit ihrem Entstehen zu den repräsentativsten Gebäuden einer Stadt. Sie sollten das Ansehen der Kommune demonstrieren. Besonders der Wunsch des Rates nach Selbstdarstellung führte immer wieder zu besonders ansehnlichen Bauten. Obwohl die kommunalen Aufgaben zu Beginn der Stadtwerdung im 13. und 14. Jahrhundert noch sehr überschaubar waren, da vieles in den Aufgabenbereich des Landesherrn fiel, leisteten sich die Städte bereits im ausgehenden Mittelalter oft aufwendige „Multifunktionsbauten“. Dort gab es zusätzlich Verkaufsstände, städtische Waagen, Lagerräume, Arrestzellen und anderes.

Durch die bekannten Zerstörungen in der Pfalz haben nur wenige Rathäuser aus der Zeit vor 1700 überdauert. Zu den frühesten zählen das erst kürzlich neu datierte Rathaus in Böhl (Iggelheim) von 1499. Auch das Rathaus in Obermoschel von 1512 oder das Rathaus in Deidesheim, das im Kern möglicherweise auf das Jahr 1532 zurückgeht, gelten noch als mittelalterliche Vertreter.

Das vermutlich größte erhaltene Rathaus dieser Epoche steht in Neustadt prominent an der Ecke Hauptstraße/Kellereistraße. Gemäß schriftlicher Überlieferung ging die bisherige Forschung davon aus, dass es sich um einen Neubau der Jahre 1589/1590 handelt. Im Rahmen einer Renovierung nach Mieterwechsel im Sommer 2023 ergaben sich zeitweise Einblicke in die Gebäudestruktur. Das war der Anlass, sich mit der Baugeschichte des Alten Rathauses intensiver zu befassen. Um 1780 wurde der Bau aufgrund erheblicher Schäden modernisiert. Den umfangreichsten Eingriff stellt die damals vollständig erneuerte Dachkonstruktion dar, wobei auch die großen, einst das Straßenbild prägenden Zwerchhäuser – „welsche Giebel“ nannte man sie zeitgenössisch – verschwanden. Zudem ersetzte man sämtliche renaissancezeitlichen Fenstergewände gegen zeitgemäße

Öffnungen. Das Gebäude diente der Stadt bis ins späte 19. Jahrhundert als Rathaus. Nach dem Verkauf wurde es nicht nur besitzrechtlich geteilt, sondern auch massiv umgebaut. Vor allem diese Umbauten im Erdgeschoss bestimmen das heutige Bild und verschleiern die historische Bedeutung des Gebäudes.

Der 30 m lange und 11 m tiefe, dreigeschossige Baukörper mit hohem Erdgeschoss besitzt einen eingezogenen Kopfbau, welcher ursprünglich an der Kellereistraße eine prächtige Treppe zum Ratssaal aufnahm. Derartige, vom üblichen rechteckigen Grundriss abweichende Formen sind bei Rathäusern ab und an zu finden. Auf diese Weise konnte eine aufwendige Treppe zum Ratssaal errichtet werden, womit sich der Stadtrat beim Einzug inszenierte und von wo aus offizielle Mitteilungen verkündet wurden. Betrachtet man jedoch den Gebäudegrundriss, macht stutzig, weshalb beide Seiten eingezogen sind und nicht nur die Front an der Kellereistraße. Man könnte daher an einen älteren, rechteckigen Hauptbaukörper denken, an den der Kopfbau nachträglich angesetzt wurde. Weiterhin fallen beim Studium der Pläne vom Erdgeschoss mehrere unterschiedlich starke Quermauern ins Auge. Sie wären bei einem einheitlichen Neubau kaum zu erklären. Auch ein kleiner Innenhof im hinteren Gebäudeteil lässt sich schwerlich funktional bei einem kompletten Neubau begründen. Daher drängt sich die Vermutung auf, hier könnten mehrere ältere Gebäude zusammengefasst worden sein. Und tatsächlich stützen mehrere Schriftquellen diese Hypothese. Bereits vor dem Umbau von 1589/1590 ist über Jahrzehnte von der *statt heuser* bzw. *raths heusern* – Plural(!) – die Rede. Schließlich berichtet eine Rechnung von 1597 *vom hauß, so am alten rahthauß gestanden und zum itzigen rahthauß verbaut worden*. Sogar ein weiteres Nachbargebäude, *des Hans Zahnen haus*, wurde beim Umbau mitverwendet.



- 1) Das alte Rathaus vor dem Umbau. Zu sehen ist die historische Rathauptreppe von 1589
- 2) Das Rathaus heute
- 3) Umbauplan von 1780 (Ausschnitt). Dieser wurde in weiten Teilen, jedoch nicht durchgehend umgesetzt

Somit sind mindestens drei ältere Häuser um 1590 zum neuen Rathaus erweitert worden – darunter offensichtlich auch das mittelalterliche, bereits 1382 erwähnte Rathaus. Verschiedene Rechnungen geben uns einen gewissen Eindruck von dessen Aussehen. So ist ein Erker überliefert und eine Halle im Erdgeschoss, die als „Kaufhaus“ diente. Wir wissen zudem von Kachelöfen, Glasfenstern, Geschirr bis hin zu einem Leuchter aus einem Hirschgeweih.

Im aktuellen Zustand können keine verlässlichen baulichen Indizien für die Hypothese einer stufenweisen Entstehung beigebracht werden. Nicht nur wegen des heutigen, vollständig bewohnten Zustands ist das unmöglich. Dendrochronologische Untersuchungen lieferten nur Hinweise auf den Umbau 1590 sowie den Umbau von 1780. Einzig ein spätgotisches, allerdings

aufgeweitetes Spitzbogenfenster im Mauerwerk des Kopfbauwerks könnte noch am ursprünglichen Platz sitzen. Hingegen ist das spätgotisch anmutende Fenster in der östlichen Giebelwand – sofern es sich nicht tatsächlich um Spolien handeln sollte – gemäß den Schriftquellen erst beim großen Dachneubau von 1590 entstanden.

Ob man nun das älteste Rathaus der Pfalz vor sich hat oder nicht, bleibt also ein wenig dem Blickwinkel des Betrachters vorbehalten. Höchstwahrscheinlich sind große Teile des Mauerwerks Bestandteile mittelalterlicher Häuser. Jedoch ist im Inneren vermutlich kaum noch Substanz dieser Epoche erhalten.

DR. STEFAN ULRICH

Neustadt an der Weinstraße,
Untere Denkmalschutzbehörde

Die „Wachport“ in Filsen

Repräsentatives Wahrzeichen und Identitätsanker

Worin liegen die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt? Diese Frage stellt sich besonders im Oberen Mittelrheintal. Denn viele Ortschaften konnten sich aufgrund der Enge des Tals und der schmalen Uferbereiche nicht zu urbanen Zentren ausbreiten, obwohl sie stark von ihrer Lage an einer der wichtigsten Verkehrsrouten Europas profitierten. Häufig erlangten sie etwa durch Weinbau, Bergbau, Fischerei, Schiffferei oder Gastgewerbe wirtschaftliche Bedeutung. Mitunter entwickelten sie sich auch zu geistlichen Zentren. Nicht selten konkurrierten die unterschiedlichen Landesherren um die Zugänge zu Ressourcen und Zolleinnahmen entlang des Rheins. In der Folge erhielten zuweilen kleinere Ortschaften aus strategischen Gründen Stadtrechte, obwohl sie formell nicht den gängigen Kriterien wie beispielsweise der zu erwartenden Bevölkerungszahl entsprachen. Umgekehrt verfügten manche Gemeinden über stadttypische Funktionen und Bauten, z. B. eine wehrhafte Mauer, Kirche, Marktplatz oder Verwaltungssitz, ohne jemals Stadtrechte verliehen bekommen zu haben. Für das Obere Mittelrheintal ist der quellenkundliche Nachweis von Stadtrechten daher nur bedingt geeignet, um dörfliche und städtische Strukturen voneinander trennen zu können.

Insbesondere Rathäuser gelten aufgrund ihrer Funktion, ihrer zumeist raumwirksamen Lage sowie repräsentativen Architektur als deutlichstes Symbol für die städtische Eigenständigkeit bzw. das Mitbestimmungsrecht einer Kommune und ihrer Bürger. Sie sind somit nicht zuletzt als „Wahr-Zeichen“ städtebaulicher Strukturen zu verstehen. Bis zum Ende der Frühen Neuzeit ist das Rathaus als städtische Bauaufgabe zu bezeichnen, da nicht-städtische Gemeinden das nötige Privileg zur Selbstverwaltung im Regelfall erst mit Etablierung der Landgemeindeordnungen im 19. Jahrhundert erhielten.

Im Zuge des 2024 gestarteten Kooperationsprojektes zur „Nachqualifizierung der Denkmalzonen und der Denkmalliste im Oberen Mittelrheintal“ wird u. a. der eher beschauliche Ort Filsen einer Revision unterzogen. Obwohl dieser Ort quellenkundlich nie Stadtrechte verliehen bekommen hat, steht hier erhaben über einem massiven Torbau der mittelalterlichen Umwehrung – der sogenannten „Wachport“ – eines der wohl bekanntesten und schönsten renaissancezeitlichen Rathäuser des Oberen Mittelrheintals. Der auf 1611 datierte, zweigeschossige Fachwerkbau wirkt schon aus der Ferne auf den eintretenden Besucher, der das Haupttor von Norden kommend durchschreiten muss, bevor er den Ortskern betritt.

Das Gebäude wird über eine steinerne Treppe bergseitig erschlossen. Rheinseitig schließt sich ein Winkelanbau an, in welchen ein ebenerdiger Zugang verlegt wurde, der zuvor in einer Seitenwand der Tordurchfahrt lag. Das schiefergedeckte Satteldach ist zum Anbau hin abgewalmt und weist mehrere Gauben auf. Konstruktion (Rähmbauweise mit Zapfenverbindungen) und Gestaltung des Sichtfachwerks bestätigen die zeitliche Einordnung in die Frühe Neuzeit. Die leicht hervorkragenden Traufseiten zeigen sogenannte K-Streben und Mann-Figuren. Weitere Schmuckformen stellen geschwungene und genaste Streben in den Brüstungsgefachen der Fenster, Rautenfelder und Andreaskreuze dar. Außerdem zeugen Schnitzereien mit geometrischen und vegetabilen Motiven wie an den südöstlichen Eckständern vom künstlerischen und repräsentativen Anspruch.

Doch wie lässt sich nun diese stadttypische und vor allem repräsentative Bauaufgabe „Rathaus“ mit einer über die Jahrhunderte kaum gewachsenen Gemeinde verbinden? Filsen – 1255 erstmals urkundlich erwähnt – lag an der Grenze Kurtriers und war bis 1803 dem Amtsbezirk der



- 1) Ansicht von Nordosten, um 1950
- 2) Ansicht von Süden, 2024
- 3) Ansicht von Nordosten, 2024

auf der gegenüberliegenden Rheinseite befindlichen Stadt Boppard zugeordnet. Dort nahm es auf der vom Kerngebiet des Territoriums abgewandten Rheinseite eine besondere strategische Stellung ein. Unweit entfernt liegt die einst reichsunmittelbare Nachbargemeinde Osterspai, welche bereits 1326 Stadtrechte erhielt. Die besondere territorialgeschichtliche Lage Filsens, die vermutlich mit machtpolitischen Ansprüchen einherging, könnte daher neben der Notwendigkeit der Ortsbefestigung auch die einer Verwaltungseinheit erklären.

Das heutige, zuletzt 2011 umfassend sanierte Rathaus stellt nicht nur ein Wahrzeichen, sondern auch einen Identitätsanker Filsens dar. Als seltenes Beispiel eines über einem Torbogen errichteten Gebäudes markiert es noch heute die Ausdehnung des historischen Ortskerns und

lange überlieferte Wegeführungen. Es handelt sich zudem um einen künstlerisch wertvollen Fachwerkbau der Renaissance. Zuletzt zeugt das in die ehemalige Umwehrung integrierte Rathaus auch durch die verschiedenen späteren Nutzungen als Dorfschule und Backhaus von mehreren wesentlichen Entwicklungen der Ortsgeschichte.

LAURA GRALLERT / KENT MICHAELIS

GDKE, Landesdenkmalpflege, Inventarisierung
Projekt Nachqualifizierung der Denkmalzonen im
Welterbe Oberes Mittelrheintal

Die Fruchthalle in Kaiserslautern

Wahr-Zeichen Wittelsbacher Baukultur für Bürger

In zentraler Lage gegenüber der Kaiserpfalz genehmigte die Regierung auf Betreiben der Stadt 1843 einen Bau für die Unterbringung des bislang unter offenem Himmel abgehaltenen Kornmarkts. Der Zivilbauinspektor August von Voit (1801–1870) entwarf 1843 einen dreigeschossigen Rechteckbau, in dem im Erdgeschoss der Frucht- und Kornmarkt stattfinden und dessen Obergeschoss Platz für kulturelle Veranstaltungen bieten sollte. Der repräsentative Bau prägt bis heute die Stadtmitte Kaiserslauterns, die seit 1968 zusätzlich von Roland Ostertags Rathaus bestimmt wird. Er spiegelt die Epoche der Zeit ab 1816 wider, als Kaiserslautern unter dem Wappen der Wittelsbacher stand. Vorbilder für ihre öffentlichen Bauten fanden die Wittelsbacher in Florenz. So erinnert die Lauterer Fruchthalle mit dem weit ausladenden Kranzgesims, der horizontalen Betonung der Geschosse und ihrer Bandrustika an die Architektur florentinischer Patrizierpaläste.

Dem Wittelsbacher Adelsgeschlecht eigen war eine Bereitschaft, den Bürgern öffentliche Gebäude zu errichten, insbesondere auch für kulturelle Veranstaltungen. Der Festsaal der Fruchthalle mit Galerie im Obergeschoss lud in prunkvoller Architektur zu glamourösen Geselligkeiten ein. Die Wittelsbacher besaßen ebenfalls den Ehrgeiz, den bekannten Londoner Kristallpalast in München für die *Erste Allgemeine Deutsche Industrieausstellung* im Jahr 1854 nachzubauen. Auch hier wählten sie Voit als Architekten, unter dem die damals hochmoderne Glas-Gusseisen-Konstruktion 1853–1854 entstand. Eine Industrieausstellung fand später auch in Kaiserslautern statt: Hier wurde 1872 die Pfälzische Industrie- und Gewerbeausstellung abgehalten, für die man um die Fruchthalle herum einige Pavillons und kleinere Gebäude errichtete.

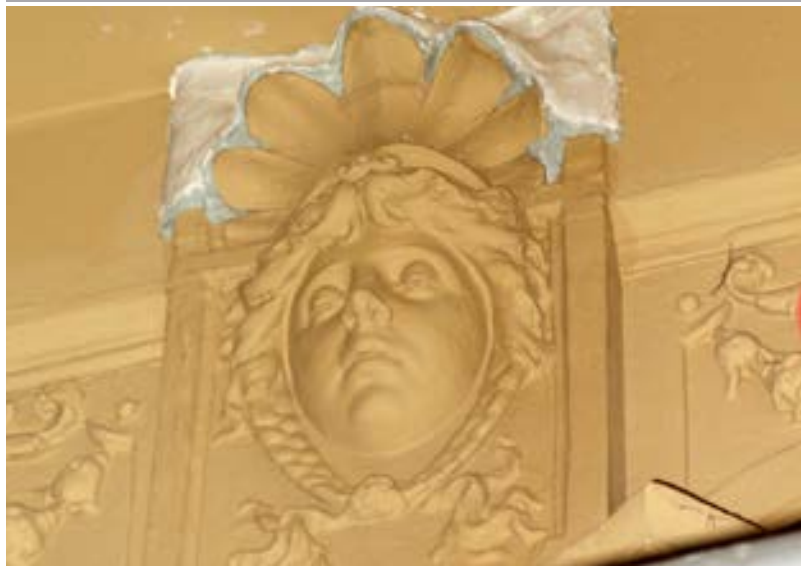
Dank der finanziellen Unterstützung, insbesondere durch Mittel des Landes aber auch der Landesdenkmalpflege und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz konnte ab 1993 die Fruchthalle saniert und restauriert werden. Die Innenausstattung wurde aber auch durch das Engagement und die finanzielle Förderung des Fördervereins Fruchthalle Kaiserslautern e. V. 2002–2006 historisch gerecht erneuert. Darüber hinaus untersuchten Restauratoren die originalen Raumfassungen unterschiedlicher Phasen. Rote Fassungen von Stuckmarmor auf den Säulen im Innenraum konnten hierdurch in die Erbauungszeit datiert werden und in derselben Technik, auch *Stucco-lustro* genannt, hat man die gesamten Flächen der Säulen während der Restaurierungsphase gestaltet. Die Säulenbasen waren für den Befund der originalen Farbfassung wichtig, da sie aus Metall sind. In diesem Bereich konnte keine Korrosion erfolgen, weswegen hier mit hoher Wahrscheinlichkeit die Erstfassung vorhanden ist. Die Technik des *Stuccolustro* ist sehr aufwendig: Die Farbpigmente werden in den feuchten Mörtel eingearbeitet und mit heißem Eisen eingebügelt. In der Fruchthalle in Kaiserslautern wurde der Naturstein *Terra siena* imitiert, ein Marmorgestein der Toskana. Die Bemalung der Wände erfolgte ebenfalls in der Natursteinimitation, mit rötlichen und grünlichen Feldern, *Porphydo rosso*, rotem Porphy, sowie *Porphydo serpentino verde brado oresato*, grünem Porphy, die von einem schwarzen Rahmen getrennt werden. Die Farbfassungen der Wände gehen jedoch im Gegensatz zu denjenigen der Säulen bis auf die Ornamente in rötlichem Kolorit nicht auf den Architekten Voit zurück. Nach der Fertigstellung des Baus 1849 präsentierten sich die Wände des Saals bis auf den Sockelbereich und die unteren Saalwände hauptsächlich weiß. Die historischen Quellen nennen zwei italienische Stukkateure für die Ausführung des Stuckmarmors.

Nicht nur die Architektur greift italienische Vorbilder auf, sondern auch die Innenraumgestaltung. Die malerisch hochwertige Ausmalung sollte ebenso eine italienische Ausstattung in Marmor nachahmen. Für diese zeichneten die zwei italienischen Stukkateure Julius Axerio und Jakob Valentino aus Landau verantwortlich. Ebenso ahmte der skulpturale Schmuck, u. a. von dem Kaiserslauterer Bildhauer Jakob Menges gestaltet, in klassizistischen Formen die Innengestaltung italienischer Paläste nach. Die Abbildung zeigt die Restaurierung einer Frauenbüste. Die Kuppel der Apsis wurde im Rahmen der Restaurierungsarbeiten freigelegt und einfarbig gefasst, da hier die originale Fassung der erst später in den Jahren 1891/1892 eingebauten Orchestermuschel nicht rekonstruiert werden konnte. Im Zuge der Arbeiten entdeckte man auf dem Dachboden Teile der originalen Lüftungsgitter. Sie waren teilweise zu schadhaft und der Fund nicht vollständig, lediglich eines der Gitter war im Ganzen erhalten. Die Restauratoren formten aus diesem eine Schablone und gossen insgesamt 17 Gitter historisch gerecht nach, die in Gold gefasst wie zur Erbauungszeit unter Voit an den Lüftungsöffnungen angebracht wurden.

Die Fruchthalle hat nicht nur architekturgeschichtlich eine hohe Bedeutung, sondern auch eine historische: Während der Pfälzischen Revolution tagte hier im Jahr 1849 die Provisorische Regierung der Pfalz. Schon 1884 wurde sie als „monumentales Bauwerk von Kunstwert“ eingestuft.

DELIA KOTTMANN

*Stadt Kaiserslautern,
Untere Denkmalschutzbehörde*



- 1) Blick vom Rathaus auf die Fruchthalle 2005
- 2) Lasurmuster eines Teilstücks der Lüftungsgitter
- 3) Restaurierung einer weiblichen Büste

Das ehem. Amtsgericht und Gefängnis in Annweiler am Trifels

Unter dem Pfälzischen Löwen

1816 wurde die Pfalz infolge des Wiener Kongresses als „Bayerische Pfalz“ bzw. „Rheinpfalz“ dem Territorium des Königreichs Bayern zugeschlagen und ab 1879 durch Amtsgerichtsbezirke gegliedert. Das Amtsgericht fungiert je nach Verfahrensgegenstand als Eingangsinstanz und wird in der Regel bei geringfügigen Zivil- und Strafsachen wie Bußgeldverfahren oder bei Delikten mit einem erwartbaren Strafmaß von unter 4 Jahren Freiheitsstrafe tätig. Seine Zuständigkeit ist somit begrenzt. Die Bezeichnung „Königlich Bayerisches Amtsgericht“, die nach wie vor am Giebel des ehemaligen Amtsgerichts in Annweiler prangt, ist heute vor allem durch die gleichnamige ZDF-Heimatserie (1969–1972) noch allgemein geläufig.

In Annweiler am Trifels hatten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst wechselnde Gebäude Gericht und Gefängnis beherbergt. 1900/1901 ließ das bayerische Justizministerium im östlichen Bereich der Kernstadt, wo zur Jahrhundertwende zeitgleich einige repräsentative Amtsbauten und Villen entstanden, den Neubau eines Amtsgerichts- und Gefängnisgebäudes errichten. Die hufeisenförmige Dreiseitanlage öffnete sich mit einem quadratischen Innenhof und vier Zugängen zur Südseite. Nördlich schloss sich ursprünglich der Garten des Oberamtsrichters an. In östlicher Richtung verjüngte sich das langgestreckte Areal, wobei der an die Haftanstalt angrenzende, querrechteckige Gefängnishof sich auf die ganze Breite des Grundstücks erstreckte und von einer massiven, rund vier Meter hohen Bruchsteinmauer umschlossen wurde. Auch hier bildeten ursprünglich Gärten, die heute nicht mehr vorhanden sind, den Abschluss der Anlage.

Der heutige Baubestand geht primär auf das erste Viertel des 20. Jahrhunderts zurück. Die kubischen Baukörper wurden mit roten Sandsteinquadern und Haussteinelementen im Stil der Neurenaissance errichtet und blieben im

äußeren Bestand annähernd unverändert erhalten. Dachgauben sowie ein flach hervortretender Schweifgiebelrisalit akzentuieren das aufwendig gestaltete Gerichtsgebäude. Die Fassade zeigt bauliche Details wie Kreuzstockfenster, Anlaufvoluten, Sandsteinornamente, Fensterziergitter und einen markanten Konsolenfries. Zum 31. Dezember 1966 wurde das Amtsgericht aufgehoben. Seit dem Jahr 1969 haben die Stadtwerke und wechselnde Institutionen ihren Sitz in dem Gebäude, das 1991–2000 umfassend instandgesetzt wurde.

Östlich des Amtsgerichts grenzt ein Zwischentrakt an, der die Verbindung zum ehemaligen Gefängnis darstellt. Der Zwischentrakt war ursprünglich einstöckig angelegt und schloss mit einem schlichten Flachdach ab. 1921 erhöhte man den Verbindungstrakt um ein weiteres Stockwerk mit Satteldach, das sich von der ansonsten einheitlich roten Sandsteinfassade abhebt. Die Innenräume wurden für die spätere Nutzung modernisiert, wobei deren Anordnung und einzelne Details wie Kappendecken, Deckenvertäfelungen sowie bauzeitliche Treppen erhalten blieben.

Der dem früheren Gericht in seinem massigen Baukörperumriss nur wenig nachstehende Gefängnisbau folgt unmittelbar am Ende des Zwischentrakts. Die sichtbar reduzierten Bauformen sind der Funktion des Gebäudes als Haftanstalt geschuldet. Die Sandsteinquaderfassade mit den Tür- und Fenstergewänden aus Hausteinelementen wurde ebenso wie das Walmdach nur geringfügig den späteren Erfordernissen angepasst. Für die heutige Nutzung als Polizeiwache wurde das Innere erneuert, allerdings blieben die Binnenstrukturen weitgehend erhalten. Gleiches trifft insbesondere auf die Kellergeschosse des Gefängnis- und Zwischentraktes zu, die mit den bauzeitlichen Kappendecken und der noch

vorhandenen Aufteilung in Arrestzellen mit schmalen Gitterfenstern die frühere Nutzung als Inhaftierungsanstalt anschaulich werden lassen. Der ehemalige Gefängnishof und ein einst als Waschküche genutzter Bau ergänzen die Dreiflügelanlage im Osten.

Im Frühjahr 2023 wurde die Denkmaleigenschaft des Zwischentrakts sowie des ehemaligen Gefängnisflügels mit Hofraum, Funktionsgebäude und Einfriedung als ein bemerkenswertes Zeugnis der Bauaufgabe von Justiz(vollzugs)-Gebäuden, denen in den Kreisstädten zur Jahrhundertwende eine hoheitlich-repräsentative Bedeutung zukam, festgestellt. Zusammen mit dem bereits unter Schutz stehenden früheren Amtsgericht wurde das Ensemble als Bauliche Gesamtanlage in die Denkmalliste eingetragen.

Neben der Inschrift „K. B. Amtsgericht“ am Risalit auf der Westseite schmückt den südwestlichen Einlass des ehemaligen Gerichtsflügels ein dekorativer Portalkopf. Der kurpfälzische Löwe ist seit dem frühen 13. Jahrhundert mit dem Adelsgeschlecht der Wittelsbacher verbunden, die in der bayerischen Linie von 1806 bis 1918 auch als Könige von Bayern amtierten. Unter Ludwig I. (amt. 1825–1848) wurde der Löwe 1835 Bestandteil des Staatswappens des Königreichs und später der heutigen Bundesländer Bayern und Rheinland-Pfalz, dem die „Rheinpfalz“ 1946 bei der Neugründung zufiel. Der Löwenkopf-Schlussstein über dem Eingang des ehemaligen Amtsgerichts, der einst Eintretenden den Respekt vor der amtlichen Justiz und behördlichen Rechtsprechung einflößte, bildet heute noch eine wahrnehmbare Reminiszenz an die Epoche der königlich-bayerischen Herrschaft in der Pfalz.

MIRKO MONSCHAUER

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Weiterbildung und Vermittlung



- 1) Ehem. Amtsgericht von Nordwesten, heute Stadtwerke
- 2) Löwenkopf über dem Eingang des ehem. Amtsgerichts
- 3) 1921 aufgestockter Zwischentrakt der Dreiflügelanlage

Die Grüne Brücke am Feldbergplatz in Mainz

Farbige Kunst- und Naturlandschaft über grauem Asphalt

In Mainz wird auf Höhe des Feldbergplatzes die vielbefahrene Rheinallee von einem auffällig gestalteten Brückenbauwerk überspannt, das in zahlreichen begrüntem Treppen- und Rampenanlagen den Passanten zum Überqueren einlädt. Die auf einer Fläche von 2000 qm sich erstreckende Brücke wurde auf Initiative des Umweltkünstlers und Filmemachers Dieter Magnus (1937–2023) als Erholungs-, Begegnungs- und Spiellandschaft für Fußgänger und Radfahrer konzipiert.

Die erste Idee von Magnus zu einer Brückenquerung entstand bereits 1977, ausgelöst durch den Schulweg seiner Tochter zur nahegelegenen Feldberg-Grundschule, aber auch um den anderen Schulkindern zukünftig einen sichereren Schulweg zu ermöglichen. Daher entwickelte der Künstler seine ersten Gestaltungsansätze für den Verkehrsüberweg gemeinsam mit den Grundschulkindern, die ihre eigenen Ideen zeichnerisch vorlegen konnten. Im Oktober desselben Jahres folgte schließlich eine durch Magnus initiierte Bürgerbeteiligung in Form einer Postkartenaktion, die mit einem eindeutigen Votum für die „Grüne Brücke“ endete. Auch eine Unterschriftenaktion der Grundschullehrer setzte sich für die Umsetzung der neuen Querung ein.

Dieter Magnus nimmt in einer Publikation Stellung zu seinem Konzept: „Es ist mir ein großes Anliegen, der genormten Industrieästhetik überall in unseren Städten, der Anhäufung von sterilen Spielgeräten mit organischen, individuelleren Formen entgegenzutreten und vor allem Gebautes und Gewachsenes (Bio-Architektur) zu einer Harmonie zu bringen. Dabei spielen für mich unter ökologischen Gesichtspunkten entwickelte Begrünungsformen eine immer größere Rolle.“

Nach Freigabe durch die städtischen Gremien wurde das Brückenbauwerk unter der Bau-

leitung des Künstlers gemeinsam mit dem Ingenieurbüro Horst Waldmann umgesetzt. Am 21. Mai 1981 konnte die Grüne Brücke mit einem großen Bürgerfest mit Musik und Straßentheater eingeweiht werden.

Besonderheit der Grünen Brücke ist die komplette künstlerische Konzeption einer „begehbaren Großplastik“, welche die Bestandsbäume integrierte und mit farbigen Betonreliefs, üppiger Bepflanzung und eigens entworfenen, kubischen Lampenkörpern ein gestalterisches Gesamtkunstwerk schuf. Charakteristisch für Magnus sind hierbei die naturbezogenen Grün-, Gelb-, Braun- und Ockerfarbtöne. Die ursprüngliche Bepflanzung erfolgte in 90 Pflanztrögen und auf angeschütteten Wällen mit über 12.000 Pflanzen (z. B. Efeu, Eiben, Wacholder, Schilf, Bambus, Gräsern und Wildblumen).

Eine zusätzliche Belebung der Kunst- und Naturlandschaft wurde durch einen Quellsteinbrunnen mit Sitzbänken sowie einen hohen künstlichen Wasserfall mit großen Findlingen am Feldbergplatz geschaffen, der die Verkehrsgläusche der Rheinallee überspielen soll. Besonders die Aneignung und intensive Nutzung der Brücke durch die Bürger war Anliegen des Künstlers. Zudem sollte die Bühnenplattform zum Feldbergplatz durch regelmäßige Aufführungen der Schule belebt werden.

Auch bundesweit erregte die Grüne Brücke Aufsehen und erhielt Anerkennung. Der bekannte Architekturkritiker Manfred Sack kommentierte 1982 im *Deutschen Architektenblatt*: „Sie ist ein wichtiges Bauwerk für die Bewohner der Gegend, sie ist indessen auch ein Paradebeispiel für eine menschenfreundliche, phantasievolle Architektur – Menschenwerk für leibhaftige Menschen, die nicht nur etwas ‚nutzen‘, sondern die dabei fühlen, sehen, hören, riechen.“

1984 konnte im Auftrag der Stadt Mainz die künstlerische Gesamtkonzeption von Dieter Magnus auf den Feldbergplatz und den angrenzenden Schulhof der Feldberg-Grundschule ausgeweitet werden.

Die Idee einer ökologischen Bepflanzung der Grünen Brücke, wie sie vom Urheber angedacht war, bedarf einer kontinuierlichen Pflege. Ansätze einer solchen Konzeption zeigen der örtlichen NABU, der seit 2011 an der Grüne Brücke aktiv ist, sowie ein Imker, der hier auch Bienenvölker ansiedelte.

Seit 2023 steht die Grüne Brücke als eingetragenes Kulturdenkmal der Stadt Mainz unter Schutz. Derzeit soll ein denkmalgerechtes Instandsetzungskonzept erarbeitet werden, um den langfristigen Erhalt und die Pflege des Baudenkmals zu sichern. Dieses soll auch die Rekonstruktion der bauzeitlichen Farbfassung beinhalten, die 2003 bei einer Instandsetzung teilweise überarbeitet wurde und die ursprünglich prägende, olivgrün dominierte Farbigkeit der Betonreliefs überfasste.

Die Grüne Brücke ist eindrucksvolles Beispiel eines künstlerisch gestalteten Funktionsbauwerks, das aus dem Geist der Umweltbewegung Mitte der 1970er-Jahre entstanden ist und bei dessen Umsetzung frühe Formen der Bürgerbeteiligung konsequent eingesetzt wurden. Noch heute ist sie fester Bestandteil der Nutzung des Feldbergplatzes und der Wegebeziehung von der Neustadt zum Rheinufer. Sie ist Abenteuerspielfläche für Kinder, Bühne für Schulfeste, Passage für Schulkinder, Familien, Jogger und Radfahrer sowie abendlicher Aufenthaltsort für Jugendliche.

DR. KATHRIN NESSEL

Stadt Mainz,

Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Rheinallée/Ecke Josefsstraße vor Errichtung der Grünen Brücke
- 2) Rheinallée/Ecke Josefsstraße mit Grüner Brücke nach 1981
- 3) Vogelschauplan mit Grünachse Sömmeringplatz-Feldbergstraße (links) und Grüne Brücke-Feldbergplatz (rechts).

Das Parkhaus von Gottfried Böhm in Landau

Ein begrünter Palazzo für Autos

Der vor wenigen Jahren verstorbene Stararchitekt Gottfried Böhm (1920–2021) hat auch im pfälzischen Landau seine Spuren hinterlassen, selbst wenn es sich dabei um einen auf den ersten Blick nüchternen Funktionsbau handelt. Vor allem durch seine aufsehenerregenden Kirchenbauten aus Beton, Stahl und Glas bekannt geworden, prägte der Architekt und Bildhauer mit seiner unvergleichlichen Formensprache vorbildhaft die Architektur der Nachkriegszeit. Weniger bekannt hingegen sind die Profanbauten unterschiedlicher Nutzung, die der mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnete Architekt entworfen hat. Neben dem postmodernen Rathaus der Verbandsgemeindeverwaltung in Jockgrim gehört zu diesen das Parkhaus in Landau an der Queich, das seiner späten Schaffensperiode zugeordnet werden kann.

Das von der zeitgenössischen Presse liebevoll als „Parkpalazzo“ bezeichnete Gebäude entstand 1986 in Zusammenarbeit mit dem Stuttgarter Bauunternehmen Ed. Züblin AG, für das Böhm bereits in den Jahren zuvor die ebenfalls denkmalgeschützte Firmenzentrale in Stuttgart entworfen hatte. Das Parkhaus befindet sich auf einem von Badstraße, Waffenstraße und dem Fluss Queich begrenzten Grundstück in der Landauer Innenstadt. Zur Queich hin steht der Bau in einem angelegten Park mit dreieckigem Zuschnitt. An- und Abfahrt erfolgt über die Badstraße, die das Grundstück auf der anderen Seite abschließt.

Der mit Rankgewächsen begrünte Baukörper, der sich über rechteckigem Grundriss erhebt, besteht aus zwei halbgeschossig gegeneinander versetzten, viergeschossigen Bauteilen, deren stützenfreie Parkebenen im sog. D'Humy-System über Halbrampen erschlossen werden. Die innere tragende Struktur des Parkhauses bildet ein Stahlbetonskelett, das unter Verwendung von Fertigteilen in offener

Bauweise errichtet wurde. Im deutlichen Kontrast zur Tragstruktur stehen die vorgehängten Brüstungselemente aus rötlich eingefärbtem Beton, die als Fertigteile von der Firma Züblin hergestellt wurden und deren Farbigkeit an den roten Pfälzer Sandstein erinnert. Ungewöhnlich für ein Parkhaus erscheint das zweiteilige, ziegelgedeckte Walmdach, das von einer stählernen Fachwerkkonstruktion getragen wird und in Höhe und Neigung den umliegenden Dächern angepasst ist.

Die gesamte Erschließung des Parkhauses erfolgt über die Außenhaut des Gebäudes. Auf den Längsseiten verlaufen langgezogene einläufige Außentreppen, die in ihrer Charakteristik an die Rolltreppen des seinerzeit aufsehenerregenden Centre Pompidou in Paris (1971–1977) erinnern. An der Nordost-Ecke, zur Waffenstraße ausgerichtet, erhebt sich darüber hinaus ein offener, freistehender Aufzugsschacht mit gläsernem Maschinenraum, der als Stahl-Glas-Konstruktion im Kontrast zum kompakten Baukörper des Parkhauses steht und zugleich an einen Campanile denken lässt. Zudem ermöglicht er einen barrierefreien Zugang. Unmittelbar hinter dem Aufzugsturm im Erdgeschoss befindet sich der Eingangsbereich mit Kasse, Sanitäreinrichtungen und einem anschließenden Lagerraum sowie ein Ladeneinbau an der nordöstlichen Ecke. Abgesehen von geringen Veränderungen im genannten Ladenbereich sowie der Einrichtung von Stellplätzen für Elektroautos weist das Parkhaus einen nahezu unveränderten Zustand auf.

Parkhäuser stellten in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eine zentrale Bauaufgabe im städtischen Bereich dar, der sich nur wenige hochkarätige Architekten gewidmet haben. Deutschlandweit gibt es zudem nur eine geringe Anzahl von Bauten dieser Funktion, die einen gestalterischen Anspruch erheben und

heute aufgrund ihrer architekturhistorischen Bedeutung unter Denkmalschutz stehen. Zu ihnen gehören das Parkhaus Hauptwache in Frankfurt am Main und die Hanielgarage in Düsseldorf, die in den 1950er-Jahren als erste Hochgaragen in einer konsequent modernen Formensprache realisiert wurden. Zu erwähnen ist darüber hinaus das 1974 nach Plänen von Heinz Wilke erbaute Parkhaus Osterstraße in Hannover, das zu den wenigen anspruchsvollen jüngeren Parkhäusern gehört, die als Kulturdenkmal anerkannt sind.

Das 2020 als Kulturdenkmal anerkannte Landauer Parkhaus, kann sich zweifellos in diese Reihe einfügen. Denn der Bau wurde nicht nur von einem der bedeutendsten und vielfältigsten Architekten der Nachkriegszeit entworfen, er zeigt auch exemplarisch, wie unter Verwendung von Fertigbetonteilen eine gleichermaßen funktionale wie gestalterisch anspruchsvolle Architektur geschaffen werden kann. Durch seine äußere Form und Materialwahl gelingt es dem Bau darüber hinaus, sich in das überlieferte Stadtbild einzufügen und einen Bezug zum historischen Kontext herzustellen.

Mit der anstehenden Sanierung des fast 40 Jahre alten Parkhauses gilt es nun, diese Qualitäten möglichst zu erhalten, um eines der bemerkenswertesten Beispiele der Bauaufgabe „Parkhaus“ für nachfolgende Generationen zu bewahren.

DR. LEONIE KÖHREN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisierung



- 1) Ansicht von Südosten mit Aufzugsschacht
- 2) Rückwärtige Ansicht mit einläufiger Außentreppe
- 3) Brüstungselement aus rötlich gefärbten Beton

Protestantische Pfarrkirche und Marktplatz in Rockenhausen

Glockenschlag und Marktgeschrei

Die kleine Stadt Rockenhausen liegt inmitten des Nordpfälzer Berglandes in einer Talebene der Alsenz am Fuße des Donnersbergs. Von den umliegenden Hügeln eröffnet sich dem Betrachter ein malerischer Blick auf das Stadtgebiet, aus dem weithin sichtbar, den Standort des Marktplatzes markierend, ein Kirchturm mit barocker Zwiebelhaube hervorragt.

Jeden Freitag ist auf dem Rockenhausener Wochenmarkt ein wuseliges Treiben zwischen saisonalem Gemüse und frischen Backwaren zu beobachten. Hierher kommen die Menschen aus dem Umland, hier wird ein lebendiger Alltag in der Stadt gelebt. Tatsächlich geht die Geschichte des Platzes bereits auf eine frühmittelalterliche Siedlung zurück, die sich um diesen Standort herum entwickelte. Bis heute noch am Ortsgrundriss ablesbar, bilden protestantische Pfarrkirche und Marktplatz den Mittelpunkt des historischen Ortskerns, der einst nahezu kreisrund von einer Stadtmauer umgeben war.

Der Marktplatz liegt nördlich der Luitpoldstraße, die ursprünglich die Funktion einer Hauptstraße besaß, und ist von dort aus sowie über schmale Durchgänge zwischen den Wohn- und Geschäftshäusern, erreichbar. Im Ortsgrundriss ist der Platz als eine trapezförmige, zentral gelegene und unbebaute Fläche deutlich erkennbar. Es ist wahrscheinlich, dass an diesem Standort bereits seit der Verleihung der Stadtrechte 1332 regelmäßig ein Wochenmarkt abgehalten wurde. Eine erste schriftliche Erwähnung „uffm Marckt“ ist jedoch erst für das Jahr 1574 überliefert. Das Platzbild hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder gewandelt. So wurde noch bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein Drittel der Fläche als Friedhof genutzt, bevor eine intensive Bauphase repräsentative Fachwerkbauten (z. B. Markt 1 und 7, Luitpoldstraße 10 und 11) sowie einen Kirchenneubau hervorbrachte. Im 19. Jahrhundert kamen dann Massivbauten mit

klassizistischer Fassadengestaltung hinzu, die die Westseite des Platzes bis heute zieren und begrenzen. Stets wurden der Markt und die umliegenden Gebäude den sich kontinuierlich verändernden Anforderungen und Bedürfnissen des Stadtbewohners angepasst. Eine letzte Neugestaltung erfuhr der Marktplatz schließlich Anfang des 21. Jahrhunderts. Ein Brunnen aus blau lasierter Keramik von Stefan Engel, Bronzefiguren des pfälzischen Künstlers Gernot Rumpf sowie die Nachbildung einer „Napoleonsbank“ schmücken seitdem die Platzanlage und unterstreichen zudem die Bedeutung ihrer historisch, städtebaulich und sozialgeschichtlich großen Bedeutung für Rockenhausen.

Ganz wesentlich wird das Erscheinungsbild des Platzes durch die hoch aufragende Pfarrkirche bestimmt, die zu den architekturgeschichtlich bedeutendsten protestantischen Barockkirchen des Donnersbergkreises zählt. Der spätbarocke Saalbau mit verschiefertem Satteldach entstand 1780–1784 nach Plänen des kurpfälzischen Hofbaumeisters Franz Wilhelm Rabaliatti und verfügt über ein einschiffiges, dreiseitig geschlossenes Langhaus ohne Chorausscheidung mit sandsteingerahmten Rundbogenfenstern. Dominiert wird der Kirchenbau durch einen an der Südseite des Langhauses und zum Marktplatz hin vortretenden Kirchturm, der noch von einem mittelalterlichen Vorgängerbau stammt. Dieser Turm zeichnet sich durch vorspringende kassettierte Eckquader, ein Portal mit gequadertem Spitzbogengewände sowie eine auffällige Barockhaube mit Laterne aus.

In Rockenhausen bilden Kirche und Marktplatz als zusammenhängende bauliche Anlage eine städtebauliche Einheit und prägen bis heute wesentlich das Erscheinungsbild der Altstadt. Der Platz öffnet sich zur Luitpoldstraße, wodurch die Kirche von der Straße aus gut sichtbar ist und die gegenüberliegenden Gebäude raumwirksam

in die Platzgestaltung mit eingebunden werden. Der markante Kirchturm kann von vielen Positionen im Ort gesehen werden – wie z. B. von der Schulstraße oder vom Schloss aus. Aber auch zur umgebenden Kulturlandschaft besteht eine Sichtbeziehung. Somit bietet der Turm einen steten Orientierungspunkt und wird zum Wegweiser.

Der Marktplatz mit angrenzender Kirche ist nicht nur ein typisches städtebauliches Merkmal, sondern auch ein funktional wichtiger Bestandteil einer Stadt. An kaum einem anderen Ort verdichtet sich das soziale Miteinander so intensiv wie an diesem Platz. Er gilt seit jeher als ein Zentrum geistlichen und städtischen Lebens, als ein Ort der Rechtsprechung und des Handels, des gesellschaftlichen und kulturellen Austauschs und als touristischer Anziehungspunkt. Deshalb und aufgrund der Bedeutung für das Ortsbild sowie für das Verständnis des Ortsgrundrisses sind Marktplatz und protestantische Pfarrkirche Teil der Denkmalzone „Altstadt Rockenhausen“, die 2023/2024 im Rahmen des Projekts „Systematische Nachqualifizierung der Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz“ wissenschaftlich untersucht wurde.

ELLEN HOFMANN / LUCY LIEBE

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Projekt „Nachqualifizierung der
Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz“*



- 1) Marktplatz und Protestantische Pfarrkirche
- 2) Blick über den Marktplatz nach Süden (Fachwerkhäuser in der Luitpoldstraße)
- 3) Blau lasierter Keramik-Brunnen von Stefan Engel, 2001

Der Stadtpark in Mainz

... ein „nützlicher und anmuthiger Naturgarten“

Für eine Großstadt sind öffentliche Gärten und Parks unverzichtbare Erholungszonen. Bedingt durch den engen Festungsgürtel, der die Stadt bis wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg in ihrer Ausdehnung beschränkte, ist Mainz jedoch noch heute relativ arm an Grünflächen. Umso wichtiger für die Bevölkerung war daher schon immer der südlich der Altstadt gelegene Stadtpark. Er nimmt den traditionsreichen Platz der im frühen 18. Jahrhundert unter Lothar Franz von Schönborn (1655–1729) angelegten kurfürstlichen Favorite mit ihren aufwendigen Terrassen und Wasserspielen ein. Der vielgerühmte, unter dem letzten Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal (1719–1802) anstelle des 1781 aufgelösten Kartäuserklosters durch einen Landschaftsgarten erweiterte Lustgarten wurde 1793 bei der Belagerung von Mainz zerstört.

Es bedurfte jahrelanger Verhandlungen mit der Festungsverwaltung des Deutschen Bundes, die das Gelände seit 1815 besetzt hielt, bis die Stadt die Erlaubnis bekam, hier einen neuen Garten für ihre Bürger anzulegen. 1819 entwarf der Landmesser Peter Wolff schließlich *einen nützlichen und anmuthigen Naturgarten*, für den er neben heimischen Bäumen auch exotische Gehölze aus Straßburg und Wiesbaden bezog. Das Zentrum der langgestreckten, am aufsteigenden Hang dreiecksförmig auslaufenden „Neuen Anlage“ nahmen Wiesenflächen ein, die von Gehölzgruppen und Querwegen untergliedert wurden. Um im Kriegsfall ohne Umstände abgebrochen werden zu können, musste das Restaurationsgebäude im Bereich der ehemaligen Kartause in leichten Materialien errichtet werden. Das zugehörige, mit Linden bepflanzte Plateau, aus dem sich ein Aussichtspunkt auf den Rhein und auf die türmereiche Stadtsilhouette vorschob, war ein beliebter Treffpunkt der Bevölkerung und diente im Sommer für Platzkonzerte der Militärkapellen.

In der Folgezeit erfuhr die Anlage immer wieder Veränderungen, die bezeichnend für den Stilwandel in der Gartenkunst waren. Eine erste Umgestaltung erfolgte 1860/1861 auf Initiative des Mainzer Verschönerungsvereins nach Plänen des herzoglich-nassauischen Gartendirektors Carl Friedrich Thelemann aus Wiesbaden (1811–1889) und wurde umgesetzt von den Gebrüdern Siesmayer aus Frankfurt-Bockenheim, einer der führenden Gartenfirmen Deutschlands. Neben Geländearbeiten und der Bereicherung der Bepflanzung entstand auch ein Gärtnerhaus im Schweizerhausstil, das mit dem vorgelagerten Teppichbeet zu einem der attraktivsten Motive innerhalb der Anlage wurde.

Erhebliche Einbußen musste der Stadtpark 1862 und nochmals in den 1880er-Jahren beim Ausbau der Eisenbahnlinie hinnehmen, die den unteren Teil des Geländes abtrennte. Durch Hinzunahme neuer Parzellen wurde dieser Verlust ausgeglichen und zum Anlass für weitere Umgestaltungen genommen, die erneut Siesmayer realisierte. Seit 1888 wirkte hier zudem Wilhelm Schröder als Stadtgärtner, der später zum Gartendirektor und Leiter des neugeschaffenen Gartenamtes avancierte. In den folgenden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg steigerte sich zunehmend der gestalterische Aufwand durch den Einsatz von exotischen Gehölzen, Felseinfassungen und -treppen, Wasserbecken und Staffagebauten, darunter eine gusseiserne Unterstandshalle, ein hölzerner Aussichtstempel und der zur Erinnerung an das Deutsche Schützentreffen 1894 aufgestellte Schützenbrunnen.

1925 kam anlässlich der 50-Jahrfeier des Vereins Deutscher Rosenfreunde der Rosengarten hinzu. Die im Reformgartenstil über geometrischem Grundriss mit Terrassen, Mauereinfassungen und Pergolen gestaltete Anlage wurde bereits 1935 überarbeitet und

erweitert. 1934/1935 legte man außerdem nach Plänen von Gartendirektor Ottokar Wagler, ehemals Gartenamtsleiter in Berlin-Neukölln, südlich des Stadtparks den Volkspark an, der mit seinen Flächen für Sport und Freizeit den mittlerweile geltenden Vorstellungen von sozialem Grün entsprach; im Dritten Reich nutzte man ihn dann jedoch als Aufmarschgelände und Thingplatz.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr der Stadtpark zeitgemäße Umgestaltungen, insbesondere anlässlich des 2000-jährigen Stadtjubiläums 1962. Anstelle des alten Wirtschaftsgebäudes entstanden ein neues Stadtparkrestaurant mit Pflanzenschauhäusern und ein Vogelhaus, hinzu kamen ein Heidergarten, ein Lese- und Konzertgarten sowie ein Wohngarten mit Ausstellungsfläche und Schachspielfeld. Völlig neugeordnet wurde der Volkspark.

Vor allem in jüngerer Zeit verunklärte man zunehmend – neben baulichen Veränderungen – die historischen Strukturen der Anlage. Bei Nachpflanzungen blieben überlieferte Arten und ihre Standorte unberücksichtigt, wurden Raumbildungen vernachlässigt und prägende Sichtachsen verstellt. Heute stellt zudem der fortschreitende Klimawandel eine neue Herausforderung dar. Mit Hilfe einer gründlichen gartenhistorischen Untersuchung, präzisen Bestandsaufnahme und gartendenkmalpflegerischen Zielplanung wurden jedoch vor kurzem die Grundlagen erarbeitet, den Stadtpark mit seinen spezifischen Qualitäten wieder instand zu setzen und in die Zukunft zu führen. Sie sollen dazu beitragen, dass die Anlage nicht nur wegen ihrer ökologischen und sozialen Eigenschaften, sondern auch wegen ihrer gartenkünstlerischen Bedeutung erhalten bleibt.

DR. GEORG PETER KARN (I. R.)

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Weiterbildung und Vermittlung*



- 1) Gärtnerhaus von 1861 (Postkarte um 1910)
- 2) Zentraler Wiesenbereich
- 3) Rosengarten mit Pergola

Friedrich-Ebert-Halle und Quellgarten in Ludwigshafen

Bewegung und strenge Gradlinigkeit

Die Friedrich-Ebert-Halle in Ludwigshafen wurde 1965 als erste große Mehrzweckhalle der Region feierlich eröffnet und wird ihrer Funktion als vielfältig nutzbarer Veranstaltungsort bis heute gerecht. Überregionale Bedeutung hatte die architektonisch außergewöhnliche Halle besonders in den 1970er- und 1980er-Jahren durch Konzerte diverser Pop- und Rockgrößen, sowie die Aufzeichnung beliebter Fernsehshows, aber auch Sportveranstaltungen und Ausstellungen gewonnen.

Nach der kriegsbedingten Zerstörung eines Vorgängerbaus konnte die Planung einer neuen Halle am Rand des Ebertparks erst 1960 ernsthaft angegangen werden. Der leitende Bauingenieur Karl Maria Sommer lieferte die Grundidee einer zeltartig skulpturalen Bauform, integriert in die umgebende Parkanlage. Im Zuge eines Wettbewerbs erhielt die Münchner Firma Dyckerhoff & Widmann unter Leitung von Bauingenieur Ulrich Finsterwalder in Zusammenarbeit mit dem Wiener Architekten Roland Rainer den Zuschlag für ihren Entwurf einer innovativen Konstruktion. Der niedrige Bau mit markant geschwungenem Dach ist als selbsttragende hyperbolische Paraboloid-Schale aus Stahlbetonplatten zwischen Ortbetonrippen konstruiert. Ein Spannseil unter dem Hallenboden verbindet die beiden Fußpunkte der doppelt gekrümmten Dachfläche. Essentieller Teil des architektonischen Konzepts ist die auf das jeweilige Event anpassbare Innenraumgestaltung der zentralen Halle. Ein integrierter Lichthof sorgt nicht nur für die Ausleuchtung des Foyers, sondern kann auch als Außenbereich innerhalb des Gebäudes genutzt werden.

Mit direkter Blickbeziehung auf das Hallenbauwerk wurde zeitgleich der sogenannte Quell- und Rosengarten angelegt. Die Gesamtkonzeption aus Kleinarchitektur, Pflanzen und Wasser arbeitete der Leiter des städtischen

Grünflächenamts Viktor von Medem aus. Die rasterförmige Anordnung von geraden Wegen, geometrischen Wasserbecken und verbindenden Kanälen strukturiert die Anlage. Die strenge Geradlinigkeit wird dabei aufgelockert durch Wasserspiele und farbenfrohe Vegetationsbilder aus Stauden, Zwiebelpflanzen, Rosen und Gehölzen. Durch unterschiedliche Wuchshöhen werden Blickachsen und Räume gebildet, letzteres auch durch die semitransparenten Wandelemente einer Pergola. Sitzinseln mit Gartenstühlen luden zum Verweilen ein. Der Quellgarten stellt daher ein außergewöhnliches und zugleich zeittypisches Beispiel der Gartenbauarchitektur der 1960er-Jahre dar und steht gemeinsam mit der Friedrich-Ebert-Halle seit 2018 als bauliche Gesamtanlage unter Denkmalschutz.

In den 1980er-Jahren wurde an der Friedrich-Ebert-Halle eine Dämmschicht aus 50 mm Polystyrol auf die Spannbetonschalenskonstruktion aufgebracht. Die Notwendigkeit einer Dämmung zum Schutz vor Temperaturschwankungen, insbesondere zwischen Tag und Nacht im Frühling und Spätherbst, ist gutachterlich nachgewiesen. Die damals aufgebrachte Polystyrol-Dämmung wurde ab den 2010er-Jahren zunehmend durch Vögel regelrecht ausgehöhlt und große Teile drohten herabzufallen. Auf der Suche nach einer geeigneten Dämmung musste aus denkmalpflegerischen Gründen eine vorgehängte Metallfassade ebenso verworfen werden wie vorgehängte Faserzementplatten. Man entschied sich schließlich für einen Hochleistungsdämmputz mit 50 mm Schichtdicke. Der noch feuchte mineralische Oberputz wurde über die gesamte Fläche handwerklich nachgearbeitet, um die historische Optik der Brettschalung zu erhalten. Die gewählte Variante bietet auch hinsichtlich der zu erwartenden Resistenz gegen Vogelaktivitäten eine geeignete Maßnahme zum

langfristigen Erhalt des Kulturdenkmals. Vogelschäden wurden seither nicht mehr festgestellt.

Im Jahr 2021 konnten für die Sanierung des Quellgartens Fördermittel aus dem Denkmalschutzsonderprogramm des Bundes zugesagt werden. Da diese bei weitem nicht ausreichen, suchte man weitere Finanzierungsmöglichkeiten. Aktuell zeichnet sich eine Kombination aus Bundes-, Landes-, und Mitteln aus dem Investitionsstock des Landes mit einem zusätzlichen Spendenanteil als mögliche Lösung ab.

Die Wasserspiele sind aufgrund der veralteten und größtenteils funktionslosen Pumpentechnik stillgelegt. Der Beton ist vielfach rissig, die Becken und Wasserläufe sind mehrfach geflickt und dennoch undicht. Das Fehlen einer Filteranlage führte früher bereits zu schlechter Wasserqualität und Geruchsbeeinträchtigungen.

Aufgrund von Voruntersuchungen und unter Berücksichtigung der aktuellen Anforderungen an Wasserhygiene, Umweltbedingungen sowie Bepflanzung entsteht derzeit ein Sanierungskonzept, das hoffentlich im kommenden Jahr umgesetzt werden kann. Das wesentliche Augenmerk liegt dabei auf dem Substanzerhalt, der Erlebbarkeit der Wasserspiele und einer sinnvoll angepassten Bepflanzung. Somit besteht Hoffnung, dass die „gebaute Natur“ einer Seelandschaft mit Bachläufen im Kontext mit der schwungvollen Geste der Friedrich-Ebert-Halle bald wieder für die Bürger erlebbar sein wird.

NADINE NEFT

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege

MATTHIAS EHRINGER

Stadt Ludwigshafen,
Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Blick vom Quellgarten auf die Friedrich-Ebert-Halle
- 2) Quell- und Rosengarten kurz nach der Eröffnung 1966
- 3) Polystyrol-Dämmung mit Vogel-Löchern

Paolo Portoghesi in Pirmasens

Platzanlagen der Postmoderne

Der eilige Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg prägt das Bild der Stadt, in der einst das Herz der deutschen Schuhindustrie schlug. Das Streben nach städtebaulich anspruchsvoller Neuordnung manifestiert sich allerdings erst ab den 1980er-Jahren: Mit der Schaffung postmoderner Platzanlagen von hoher Qualität in Gestaltung und Funktion knüpft man in schöpferischer Interpretation an die wesentlichen Stätten des barocken Pirmasens an und integriert gleichzeitig auf intelligente Weise prominente Bauten des 19. Jahrhunderts. Als abgeschlossene Epoche der jüngsten Architekturgeschichte gerät nunmehr auch die Postmoderne in den Fokus der Denkmalerfassung.

Die imposante Brunnen- und Treppenanlage mit dem Schloßplatz war als Mittelpunkt der 1984 eingeweihten Fußgängerzone gedacht. Für die Konzeption samt opulenter Details – Vorbilder findet man in der barocken Gartenarchitektur – zeichnet das Büro Infra aus Mainz verantwortlich, das dort zuvor mit der Planung der Domplätze und des SAT1-Sendezentrums befasst war. Die Gegebenheiten der Barockzeit bestimmte das Gegenüber von Rathaus und Schloss (1805 abgebrochen); Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt hatte aus dem hanau-lichtenbergischen Dorf in wenigen Jahren eine mustergültige Garnisonstadt gemacht. An die Stelle des Schlossareals trat zuletzt eine von ausgeprägtem Gestaltungswillen geformte städtebauliche Achse, die durch Blickpunkte monumentalen Charakters festgelegt ist: Das Pendant zur Sandsteinfront des Alten Rathauses an dem vorgelagerten Platz bildet die auf der Anhöhe aufragende Doppelturmfassade der wiederaufgebauten neugotischen Kirche St. Pirmin; hier denkt man unweigerlich an die Situation der Spanischen Treppe in Rom. Die höhengestaffelte Anlage, die sich zur Kirche hin perspektivisch zusammenzieht, kombiniert markante Kaskaden mit variierten Brunnenbecken zwischen den

Treppenläufen. Ein- und ausschwingende Linien wie auch der lebendige Wechsel von Aufweitung und Verengung kennzeichnen den barock inspirierten Grundriss. Die Materialität dominieren Platten aus rot eingefärbtem Beton in der Optik des heimischen Sandsteins. Die hohen Seitenwände lassen Raum für begrünte Terrassen. Ein repräsentatives Brunnenoval ist zum Platz exponiert, das Becken und auch den Platz zeichnet eine fließende Ornamentik aus. Der kolossale, an minoische Beispiele erinnernde Stierkopf, als Bekrönung der Anlage wahrnehmbar, entstammt der bizarren Bronze-Bilderwelt des Bildhauers Gernot Rumpf (Neustadt/Weinstr.) und war hier anfangs gar nicht vorgesehen. Die beiden Rumpf'schen Schwäne auf den Voluten des unteren Brunnens sind auf das hanau-lichtenbergische Wappen bezogen; die fantasievollen Flügelreliefs stellen lokale Geschichtsbezüge her. Die geschickte Ausnutzung der Topografie und die gelungene stadträumliche Inszenesetzung der historischen Solitäre lassen somit die kulissenhafte Anlage zu einem überaus typischen, bemerkenswerten Beispiel postmoderner Stadtplanung werden.

Der Exerzierplatz wurzelt in der Epoche der landgräflichen Garnison. Seine riesigen Abmessungen reduzierten sich aber im Zuge der gründerzeitlichen Stadterweiterung. Eine innovative kreisrunde Tiefgarage gab den Grundriss der Platzgestaltung von 1994/1995 vor, die sich axial auf die eindrucksvolle Schauseite des als Schule erbauten spätklassizistischen Neuen Rathauses bezieht. Bedeutende Architekten beteiligten sich am Ideenwettbewerb, aus dem der Luxemburger Rob Krier als Erstplatzierter hervorging. Doch blieb der Entwurf einer geschlossenen Bebauung wegen der übersteigerten Dimensionen unrealisiert. Der heutige Platz ist das Ergebnis eines Prozesses, den als Dritter im Wettbewerb der römische Architekt Paolo Portoghesi, einer der profiliertesten Vertreter

der Postmoderne, in Kooperation mit dem Büro Infra und mit Blick auf die Beiträge von Alexander von Branca (München) und Albert Speer (Frankfurt/M.) entscheidend mitbestimmte. Die in sich geschlossene Platzanlage ist auf ein Maximum an Inszenierung ausgelegt: Der Rückgriff auf richtungweisende städtebauliche Lösungen aus dem Rom der Barockzeit sowie die spielerisch verarbeiteten Stilassoziationen sind freilich einem klassischen Duktus untergeordnet. Auf Portoghesi geht der originelle Gedanke zurück, die zentrale Rundöffnung der Tiefgarage mit einer kleinteilig gegliederten Brunnenanlage einzufassen und den dortigen Aufzug mit einer transparenten, türkisblau gefassten Stahlskulptur zu kaschieren, deren Expressivität an gotische Architekturen erinnern mag. Die seitlichen Raumkanten definieren segmentbogig ausgreifende Kolonnaden, eigentlich Pfeilerstellungen, aus rot eingefärbtem Beton mit Details in Art-Déco-Manier. Wird dabei Berninis Konzept des Petersplatzes zitiert, so ist das sternförmige Ornament in der Pflasterung als Kopie von Michelangelos Gestaltung des Kapitolsplatzes in Rom aufzufassen – im Übrigen auch dort das Rathaus in der zentralen Blickachse. Doppelte Freipfeiler lassen dem Rathaus gegenüber eine Torsituation entstehen, flankiert von gegen die Ecken des Straßengevierts platzierten Kiosk-Rotunden. Eigens designed wurden die eleganten Deckenleuchten und Leuchtpylonen. Baumkulisse sowie Dach- und Fassadenbegrünung lassen die Berücksichtigung von Aspekten der Stadtökologie erkennen.

DIETER KRIENKE

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisation*



- 1) Schlossplatz, Brunnen- und Treppenanlage
- 2) Exerzierplatz, Blick zum Neuen Rathaus
- 3) Exerzierplatz, Blick nach Osten mit ev. Johanneskirche

Die Nagelsäule in Mainz

Ein Kriegsmahnmal aus der Zeit des Ersten Weltkriegs

Ein Jahr nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges war nichts mehr von der anfänglichen Kriegseuphorie in Deutschland zu spüren. Eine schlechte Versorgungslage und die steigende Zahl Gefallener waren längst bittere Realität. Nicht nur die Soldaten im Feld, Verwundete, Invaliden und Kriegsgefangene hatten zu leiden, sondern insbesondere auch die hinterbliebenen Familien. Mit einer symbolträchtigen, öffentlichkeitswirksamen Propaganda- und Spendenaktion, einer sogenannten „Kriegsnagelung“, sollte der Zusammenhalt und der Kampfgeist in der Bevölkerung gestärkt werden.

Die Geschichte der Kriegsnagelungen begann bereits am 6. März 1915 in Wien mit der Einweihung des „Wehrmanns in Eisen“. Gegen eine Spende wurde ein Nagel in ein dafür aufgestelltes hölzernes Objekt eingeschlagen. Das „Nagelfieber“ verbreitete sich danach auch rasant im Deutschen Reich. In diversen Städten wurden ab 1915 in Verbindung mit öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen genagelte *Kriegswahrzeichen* aufgestellt. Die meisten Nageldenkmäler sind jedoch längst aus dem öffentlichen Raum verschwunden.

In Mainz, direkt vor dem Ostchor des Domes, steht nach über 100 Jahren noch immer eine Nagelsäule an ihrem originalen Standort. Vorangegangen war ein „Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein Wahrzeichen in der Stadt Mainz“, der am 9. November 1915 durch den damaligen Oberbürgermeister Karl Göttelmann ausgelobt wurde. *Die Stadt Mainz beabsichtigt zur Unterstützung unserer im Felde stehenden Vaterlandsverteidiger und deren Angehörigen eine öffentliche Sammlung zu veranstalten und deren Erfolg durch Nagelung eines Wahrzeichens, wie es in anderen Städten bereits geschehen ist, sicherzustellen.* Bereits am 23. Dezember wählte das Preisgericht unter 71 eingereichten Entwürfen das Modell von Stadtbaurat Adolf

Gelius und dem Bildhauer Ludwig Lipp mit dem Titel *Wahrzeichen* aus.

Das Ensemble besteht aus einer sieben Meter hohen zentralen Säule aus Eichenholzsegmenten und drei umgebenden Begleitsäulen aus Muschelkalk mit den figürlichen Darstellungen der Kraft, der Einheit und der Mildtätigkeit. Die zentrale Säule ist mit Reliefs und figürlichen Darstellungen verziert und wird von einer Dachhaube mit Eisernen Kreuz bekrönt. Darunter der Spruch: *In Kriegsnot helf uns Gott.*

Unter großer Beteiligung der Mainzer Bürger und in Anwesenheit der Familie des Großherzogs von Hessen, der Vereine, den Spitzen der Behörden, des Bischofs, des Rabbiners und des Oberbürgermeisters wurde das seinerzeit als Kriegssäule bezeichnete Denkmal am 1. Juli 1916 öffentlich eingeweiht. An den Festakt schloss sich bis zum 15. August die Benagelung der Säule durch die „großen Spender“ an sowie die „Volksnageltage“ vom 15. bis 20. August. Die Flächen der Holzsäule wurden nach einem exakt festgelegten Plan mit verschiedensten genau vorgegebenen, zum Teil gravierten Ziernägeln gefüllt. Metallplaketten mit Inschriften von Vereinen, Firmen, weltlichen und kirchlichen Institutionen komplettierten den gestalterischen Entwurf. Insgesamt wurden ca. 100.000 Nägel zu je 50 Pfennig, 1 oder 2 Mark und große gravierte und vergoldete „Familiennägel“ für 20 Mark verkauft. Durch die Spenden kamen 161.978,40 Mark zusammen. Je zu einem Drittel wurden diese an die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen, an das Rote Kreuz und an wohltätige Vereine und Einrichtungen der Stadt verteilt. Die Spender sind in einem eigens angefertigten „Eisernen Buch“ dokumentiert.

Stets der freien Witterung ausgesetzt, überdauerte die Säule an Ort und Stelle sogar den Zweiten Weltkrieg relativ unbeschadet. 2006



- 1) Die Säule nach der Aufstellung, noch vor der Benagelung
- 2) Detailaufnahme des Wappens Hessischer Löwe während der Musterrestaurierung 2007. Bereits gereinigt, mit Holzergänzungen sichtbar sind rote Fassungsreste im Maul des Löwen sowie vergoldeter Ziernagel
- 3) Detailaufnahme der passgenauen Holzergänzung und der neuen Edelstahlkonstruktion im Inneren der Säule

musste das Denkmalensemble jedoch vollständig abgebaut und eingelagert werden. Aufgrund von massiven Schäden der Eichenholzsegmente im unteren Fußbereich war die Standsicherheit nicht mehr gewährleistet. Für die schwierige Materialkombination aus frei bewittertem Eichenholz und Eisen musste in den Folgejahren anhand von Musterrestaurierungen ein Konzept erarbeitet werden, sodass die Stadt Mainz erst 2009 die Restaurierung des Ensembles beauftragen konnte. Nach dem Wiederaufbau am ursprünglichen Standort erfolgte von 2010–2011 unter den interessierten Augen der Öffentlichkeit die Restaurierung vor Ort. Die zentrale Holzsäule hängt nunmehr an einer sieben Meter hohen Edelstahlkonstruktion. Der untere verfaulte Fußbereich erhielt nach dem Scannen des Holzstumpfes durch einen 3-D-Scanner ein exakt passgenau mittels CNC-Fräse neu gefertigtes

hölzernes Ergänzungstück. Die Reinigung des Holzes und der korrodierten Metalloberflächen erfolgte im Trockeneisverfahren. Marode Stellen in den Reliefs wurden konstruktiv ergänzt. Alle Nägel und Eisenelemente erhielten einen dünnen transparenten Korrosionsschutzüberzug. Die Säule muss nun in regelmäßigen Abständen einer Wartungs- und Pflegemaßnahme unterzogen werden, da der Korrosionsschutz in Intervallen einer Erneuerung bedarf. Durch die Restaurierungsmaßnahme ist es gelungen, die Nagelsäule an ihrem originalen historischen Aufstellungsort zu erhalten, sodass auch künftige Generationen weiterhin durch das Mahnmahl an diese schwere Zeit des Krieges erinnert werden.

CLAUDIA GERNER-BEUERLE
GDKE, Landesdenkmalpflege,
Restaurierung

Bad Ems – eine bedeutende Kurstadt Europas

Sprudelnde Wahrzeichen und erholsame Flaniermeile

Ich gestehe, dass ich für Ems eine ganz besondere Vorliebe habe. Nicht nur, dass es die Quelle meiner Gesundheit ist, es regt in mancher Hinsicht auch meine schöpferische Phantasie an.

Diese persönlichen Worte stammen vom berühmten Komponisten Jacques Offenbach (1819–1880). Und er war nicht die einzige bedeutende Persönlichkeit, die in Bad Ems kurte. Kaiser, Könige, Zaren, Komponisten und Dichter kamen im 18. und 19. Jahrhundert in die Stadt. Der Kurort an der Lahn zog wie kaum ein anderer in Deutschland prominente Gäste aus aller Welt an.

2021 wurde Bad Ems als Teil der *Great Spa Towns of Europe* in die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen. Es handelt sich um eine grenzüberschreitende, serielle Welterbestätte, bestehend aus elf Kurstädten in sieben Ländern. Drei der elf Städte befinden sich in Deutschland. Neben Bad Ems sind dies Baden-Baden und Bad Kissingen, drei weitere – Františkovy Lázně (Franzensbad), Karlovy Vary (Karlsbad) und Mariánské Lázně (Marienbad) – in Tschechien. Komplettiert werden die bedeutenden Kurstädte durch Baden bei Wien (Österreich), Spa (Belgien), Vichy (Frankreich), Montecatini Terme (Italien) und Bath (Vereinigtes Königreich). Gemeinsam sind die elf Kurstädte außergewöhnliche Zeugnisse des europäischen Kurphänomens, das seine Blütezeit zwischen dem Jahr 1700 und den 1930er-Jahren erlangte.

So unterschiedlich die Städte auch sind, eines haben sie alle gemeinsam: Sie alle verfügen über natürliche Mineralquellen. In Bad Ems sind gleich 15 Heilquellen zu finden. Seit dem Mittelalter bilden die sprudelnden Wahrzeichen die Grundlage des Kurbetriebs. Zu den ältesten und bekanntesten zählen das Emser Kränchen, der Kesselbrunnen und der Kaiserbrunnen.

Um diese Quellen hat sich im Laufe der Zeit ein städtebauliches Konzept entwickelt, das auf Gesundheit und Freizeit ausgerichtet war. Die räumliche Entwicklung diente den heilenden, therapeutischen und gesellschaftlichen Zwecken, aber auch der Erholung. Entstanden ist eine Architektur, die ganz auf die Nutzung des Wassers in Form von Trinken oder Baden – der Kur – ausgerichtet war. Badehäuser, Brunnenhallen, Trinkhallen, Behandlungseinrichtungen und Wandelhallen gehören zu den Kurbauten. Versammlungsräume, Kasino, Theater, Hotels und Wasserverteilungssysteme ermöglichten den Aufenthalt sowie die Freizeitgestaltung, während Parks, Gärten, Promenaden, Sportanlagen und Wälder der Erholung dienten. Denn das „Kuren“ umfasste einen strukturierten Tagesablauf, der durch eine Kombination aus medizinischen Anwendungen, körperlicher Betätigung in der Kurlandschaft und Freizeitgestaltung bestand.

Die auf den Thermalquellen basierende Funktion der Stadt Bad Ems als Kurort ist bis heute anhand des erhaltenen Kurensembles erlebbar. Einheimische und Gäste können die charakteristische Kurarchitektur des 18. und 19. Jahrhunderts in ihrer ursprünglichen Form und Gestalt erleben. Dazu zählen das über den Thermalquellen erbaute Kurhaus mit Brunnenhalle, das Kursaalgebäude mit seinem Marmorsaal, das Kurtheater und die Spielbank, der Quellturm, das alte Kurmittelhaus, das Haus Vier Türme als frühe Kuresidenz inklusive eines Badehauses, die vielen Gäste- und Logierhäuser die u. a. entlang der Römerstraße zu finden sind, der Laufbrunnen zur Wasserversorgung der Logier- und Gästehäuser und nicht zuletzt der Kurpark.

Der Kurpark in seiner heutigen Gestalt geht zurück auf die 1830er-Jahre. Hier konnten die Kurgäste Trinkkuren durchführen, sich

körperlich betätigen oder diesen zur Erholung nutzen. Bereits damals war der Kurpark aufgeteilt in einen geometrisch gestalteten Teil und in einen Landschaftspark im englischen Stil. Eine Aufteilung, die sich noch immer beim Flanieren durch die Grünanlage erkennen lässt. Mitten in Bad Ems gelegen, dient der Park bis heute als Ort der Erholung. Als Teil der Denkmalzone „Historisches Kurbad Bad Ems“ ist er zudem als Kulturdenkmal geschützt. Als solches bedarf sein historisch überliefertes Grün einer stetigen Pflege und Unterhaltung. Neben der gärtnerischen Betreuung gehören hierzu auch die Ausstattungselemente wie Brunnen, Parkbeleuchtung, aber auch die Sitzgelegenheiten. Damit der Kurpark in seinem Erscheinungsbild, seiner Funktion und seinem Nutzen denkmalgerecht erhalten werden kann, wird eine Erarbeitung einer gartendenkmalpflegerischen Zielplanung angestrebt. Derzeit werden durch das Welterbe-Sekretariat sowie die Landesdenkmalpflege die Grundlagen für die historische Analyse und die historische Dokumentation gelegt. Beginnend mit einer ersten Quellen- und Literaturrecherche soll eine umfassende Ermittlung des vorhandenen Materials zur Geschichte der Anlage erfolgen. Neben der Sichtung der Literatur werden auch Standorte der historischen Quellen und der Umfang der Archivbestände ermittelt und schließlich in einer Übersicht zusammengestellt. Erst wenn diese grundlegenden Vorrecherchen abgeschlossen sind, können die Dokumentation des Denkmals, die Bestandsanalyse, die gartendenkmalpflegerische Zielsetzung und die objektbezogenen Erhaltungs- und Restaurierungskonzepte gemeinsam mit der Staatsbad Bad Ems GmbH erarbeitet werden.

NADINE HOFFMANN

GDKE, Welterbe-Sekretariat



- 1) Blick auf das historische Kurbad
- 2) Kurpark
- 3) Römerquelle

Das Allianzhaus in Mainz

Zeugnis der Wiederaufbauarchitektur

Unweit des Mainzer Regierungsviertels, im sog. Bleichenviertel, steht mit dem Allianzhaus ein wichtiger Zeitzeuge des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg. Der moderne Gebäudekomplex reagiert durch seine Maßstäblichkeit, Gestalt und Materialität sensibel auf die barocke Peterskirche in direkter Nachbarschaft, sodass hier nicht nur eine unverkennbar moderne Formensprache anzutreffen ist, sondern auch der historische Kontext des Ortes in besonderer Weise berücksichtigt wird.

Unmittelbar vor der Peterskirche stand einst bis zu ihrer Zerstörung im Jahr 1944 die barocke Stiftsdechaney, die mit ihrem mächtigen Mansarddach den Blick auf die Kirchenfassade verstellte. Nach dem Zweiten Weltkrieg nutzte man die Gelegenheit, die Bauflucht der Großen Bleiche zurückzunehmen und St. Peter mehr in den Mittelpunkt zu rücken. Ein zentrales Element dieses neuen städtebaulichen Ansatzes stellte das 1960–1962 erbaute Allianzhaus dar. Mit dem Bau ist es dem Wiesbadener Architekten und Regierungsbaumeister Ludwig Goerz (1895–1988) auf vorbildliche Weise gelungen, ein repräsentatives Büro- und Geschäftshaus zu realisieren.

Die Planung sah einen großen mehrteiligen Büro- und Geschäftshauskomplex vor, bestehend aus einem winkelförmigen Gebäudetrakt entlang der Großen Bleiche sowie einem leicht hervortretenden Kopfbau an der Ecke zur Flachmarktstraße. Neben seiner Funktion als Sitz der Allianz-Versicherung mit mehreren Bürogeschossen sollte er auch Platz für einen Gastronomiebetrieb sowie für verschiedene Ladengeschäfte bieten. Nach dem Auszug der Versicherung dient das Allianzhaus aktuell als Unterkunft für Geflüchtete und beherbergt darüber hinaus verschiedene Kultur- und Gastronomiebetriebe.

Die blockhaft zusammengefassten Bürogeschosse, deren regelmäßig gegliederte Fassaden mit roten Mainsandsteinplatten verkleidet sind, erheben sich über einer leicht zurückgesetzten, nahezu vollständig in Glas aufgelösten Erdgeschosszone. Vor den Kopfbau an der Großen Bleiche schiebt sich ein eingeschossiger Pavillon, der den räumlichen Abschluss des Vorplatzes zur Peterskirche bildet. Die Leichtigkeit des Erdgeschosses mit seinen großen, hervortretenden Schaufenstervitrinen, die von filigranen, profilierten Rahmen in goldfarbenem Aluminium eingefasst sind, steht dabei in bewusstem Kontrast zur schweren Blockhaftigkeit der mit Sandstein verkleideten Obergeschosse.

Gegenüber der prächtigen Doppelturmfassade von St. Peter nimmt sich der moderne, in Stahlbetonskelettbauweise errichtete Verwaltungsbau bescheiden zurück. Nicht nur Höhe, Material und Gliederung wurden beim Bau des Allianzhauses sorgfältig auf die Kirchenfassade abgestimmt, auch die Rücksetzung des Baukörpers und die Platzbildung sollte die Kirche in den Mittelpunkt rücken.

Der Architekt griff damit auf einen städtebaulichen Ansatz zurück, der in erster Linie auf den Stadtplaner Egon Hartmann (1919–2009) zurückgeht und von Ernst May (1886–1970) als Planungsbeauftragter der Stadt Mainz ab 1960 weitergeführt wurde. Damals bildete das Allianzhaus gemeinsam mit den gegenüberliegenden Ministerialgebäuden am südlichen Rand des Ernst-Ludwig-Platzes ein städtebaulich anspruchsvolles Ensemble, das den Auftakt zum neu entstandenen Regierungsviertel darstellte. Insbesondere im Zusammenspiel mit dem mittlerweile verschwundenen Hochhaus der Ministerialgebäude bewirkte das Allianzhaus eine eindruckliche Torsituation. Auch wenn diese Situation aufgrund des Abbruchs der Ministerialgebäude im Jahr 1990 nicht mehr

gegeben ist, beansprucht das Allianzhaus bis heute für die Raumwirkung des Ernst-Ludwig-Platzes besondere Bedeutung. Die Diagonale vom Ernst-Ludwig-Platz zum Vorplatz des Allianzhauses ergibt eine spannungsvolle Platzabfolge, die aus der Rückversetzung der Fassade entsteht und die Stadträume vom Schloss bis zum Allianzhaus miteinander verknüpft. Auch die Fassadenverkleidung aus dem ortstypischen roten Sandstein unterstützt die städtebauliche Wirkung und bindet den Verwaltungsbau in Material und Farbe in das historische Schlossumfeld ein.

Heute kann das Allianzhaus als eines der wenigen, kaum veränderten baulichen Zeugnisse in Mainz aus den frühen 1960er-Jahren gelten. Umfangreichere Veränderungen haben lediglich im Inneren, vor allem im Zuge der Umnutzung als Flüchtlingsunterkunft ab 2015, stattgefunden. Die ursprünglichen Grundriss- und Raumstrukturen ebenso wie die Treppenhäuser sind jedoch weitgehend überkommen. Auch die umgebenden Freiflächen, vor allem die Vorplatzgestaltung mit quadratisch angelegtem Raster, Brunnen- und Pflanzbecken in Beton, sind erhalten geblieben. Als Außenbereich für das ehem. Allianzhaus-Café angelegt, dient der Vorplatz samt zugehörigem Pavillon nach wie vor als beliebter Treffpunkt für die Mainzerinnen und Mainzer.

DR. LEONIE KÖHREN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisierung



- 1) Allianzhaus von Südwesten mit Peterskirche im Hintergrund
- 2) Ansicht von Südosten
- 3) Erdgeschosszone mit Schaufenstervitrinen

Die ehem. Celluloidfabrik Kirmeyer & Scherer in Speyer

Industriedenkmäler als Potenzial für die Stadtentwicklung

Das schnelle Wachstum der Städte im Industriezeitalter und die neuen Errungenschaften im Verkehrswesen begünstigten, dass sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue Industrien bevorzugt in der Umgebung der historischen Stadtkerne ansiedelten. Dies war wohl auch der Anlass für die Gründung der Celluloidfabrik außerhalb der Stadt Speyer, unweit des Rheins. Denn dieser Standort, nördlich des historischen Stadtzentrums, garantierte den Zugang zu den vielfältigen Transportwegen wie Landstraßen, Bahngleisen sowie dem Rhein.

Die Celluloidfabrik wurde 1897 von Kommerzienrat Franz Kirmeyer gegründet und später von Kirmeyer und Scherer weitergeführt. Das Unternehmen stellte Rohzelluloid, den ersten thermoplastischen und bunt einfärbbaren Kunststoff, her. 1907 erfolgte die Zusammenlegung mit der südlich anliegenden „Rheinischen Celluloidwarenfabrik“, die 1899 entstanden war. Bis in die 1930er-Jahre hatte sich das Speyerer Werk zu einem der deutschlandweit größten Produzenten entwickelt. Es belieferte Zelluloid-Verarbeiter wie die Mannheimer „Schildkröt“, die Filmindustrie sowie Hersteller von Musikinstrumenten und Schmuck. Die Zelluloidherstellung war bis 1945 auch als kriegswichtiger Industriezweig von Bedeutung, aber infolge des wirtschaftlichen Niedergangs nach dem Krieg wurde die Produktion schließlich 1968 eingestellt und bis 1970 die technischen Einrichtungen verschrottet. 1971 kam es zur Umbenennung des Areals in „Industriehof Speyer H.-Ecarius-Kirmeyer Erben“ und die Bauten wurden an zahlreiche Kleingewerbetreibende bzw. zur Wohnnutzung vermietet. Grundlegende bauliche Veränderungen unterblieben, sodass sich der bis 1945 gewachsene Baubestand inklusive seiner Freiflächen bis heute weitgehend unverändert erhalten hat.

In Flussnähe und nahe am historischen Stadtzentrum mit Domblick gelegen, stellt das Gelände des Kulturdenkmals „Industriehof Speyer“ heute ein besonders attraktives Grundstück für die städtische Weiterentwicklung von neuem Wohnraum dar. Das kleinteilig angelegte und derzeit von annähernd 100 Mietern als Gewerbe- und Wohnquartier genutzte Areal bezeugt noch immer im dichten und reizvollen Nebeneinander der historischen Gebäude und Produktionsstätten die technische und wirtschaftliche Entwicklung seiner ursprünglichen Nutzung. Ein Ziel der Denkmalbehörden war daher, für das seit 2021 als Bauliche Gesamtanlage geschützte Anwesen die denkmalbegründenden historischen Strukturen und Gebäude zu benennen und frühzeitig in die Planungen für dessen Nachverdichtung einfließen zu lassen. Mit den Beteiligten wurden ein denkmalgerechter Weg für die städtebauliche Weiterentwicklung und Leitlinien für die Instandsetzung der Gebäude erarbeitet.

Die phasenweise sehr intensive Bautätigkeit zeugt vom kontinuierlichen wirtschaftlichen Aufschwung während des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Der nun einsetzende Ausbau der Fabrik währte bis 1937. Die unterschiedlichen Typologien der Bauten sowie deren Konstruktionsweisen, verwendeten Materialien, Dachformen und Architekturgliederungen überliefern somit bis heute ein überaus anschauliches Bild der einzelnen Ausbauphasen, der technischen Weiterentwicklung der Fabrikanlage, sodass deren historischen Funktionszusammenhänge und Produktionsabläufe bis heute nachvollziehbar sind. Ablesbar sind ebenfalls Aspekte der historischen Sozialtopografie, insbesondere die Nähe von Wohnen und Arbeiten von Geschäftsleitung, Angestellten und Arbeitern. 1910 entstand abgerückt von der Straße inmitten eines großen Gartens, städtebaulich zur „Rheinstraße“ hin wirksam die repräsentative Direktorenvilla.

Nur unweit dieser zum südlichen Nachbargrundstück gelegen, waren kurz zuvor bereits in kleinen Wohneinheiten Arbeiterhäuser umgeben von kleinen Nutzgärten für Fabrikarbeiter errichtet worden.

In diesem langwierigen Prozess zur Revitalisierung des Industriebetriebs standen neben den Fragen nach dem Erhalt der Gebäude auch jene der städtebaulichen Gesamtentwicklung des Industrieareals im Vordergrund. Wie können bei einer Nachverdichtung des historischen Baubestands die historisch und funktionsgeschichtlich das Industrieareal verknüpfenden Bezüge, Straßenachsen und Freiflächen bewahrt und ablesbar bleiben? Die detaillierte denkmalpflegerische Erfassung der Anlage bildete folgerichtig die Basis für den künftigen Umgang und die Bewahrung des städtebaulich, historisch und industriegeschichtlich wichtigen Kulturdenkmals „Industriebetrieb Speyer“ und für dessen behutsame, erhaltungsorientierte bauliche Weiterentwicklung und Revitalisierung.

Das Projekt zeigt, wie wichtig es ist, die Ziele des Denkmalschutzes und jene der kommunalen Planung frühzeitig abzustimmen. So können die in einer Stadt historisch industriell genutzten und bebauten Flächen denkmalpflegerisch und städtebaulich behutsam in ein wachsendes und sich modernisierendes Stadtgefüge integriert und als ablesbare historische Zeitschicht der Stadtentwicklung bewahrt werden.

DR. ALEXANDRA FINK

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege*



- 1) Historische Ansicht der Celluloidfabrik, 1899
- 2) Ehemalige Verwaltungsgebäude und Kantine, frühes 20. Jahrhundert
- 3) Ehemalige Direktorenvilla, Anfang 20. Jahrhundert

Der Schlachthof in Worms

Was lange währt, wird endlich gut

Vor fünf Jahren war der 1912 errichtete Wormser Schlachthof schon einmal Thema an dieser Stelle. Damals musste er noch als potentieller Abbruchkandidat vorgestellt werden, da sich nach jahrelangem Leerstand die auf einer Fläche von 25.000 qm errichteten Gebäude in ihrer Bausubstanz erheblich verschlechtert hatte. Eine Aussicht auf eine sinnvolle Nutzung zeichnete sich ebenfalls nicht ab. Ställe und Schlachthallen waren schon dem Abbruch zum Opfer gefallen und es standen schließlich auch die als Hauptgebäude zu bezeichnende Verbindungshalle, das Kühlhaus und das Maschinenhaus mit Turm zur Diskussion.

Die Schicksalswende für den Schlachthof trat im Jahr 2020 mit dem Verkauf des Schlachthofs an einen denkmalaffinen und denkmal erfahrenen Investor ein, der ein überzeugendes Nutzungskonzept als Veranstaltungsort mit Gastronomie, Büros und Einzelhandelsstandort erarbeitete. Seitdem wird mit viel Liebe zum Detail und in enger Abstimmung mit den Denkmalbehörden die Instandsetzung der noch verbliebenen Gebäude vorangetrieben.

Nicht nur die denkmalgerechte Wiederherstellung sind dem Bauherrn ein Anliegen, auch das Thema Ressourcenschonung und Nachhaltigkeit spielen bei der Sanierung eine bedeutende Rolle. Das gilt im Großen als auch bis hin zu den kleinsten Details. So soll der Schlachthof möglichst CO₂-neutral im Winter beheizt und im Sommer gekühlt werden. Hierfür führte man Erdwärmepumpen durch. Die Energie zum Betrieb liefern Photovoltaik-Anlagen, die in Abstimmung mit den Denkmalbehörden so platziert wurden, dass sowohl ein für den Betreiber akzeptabler Ertrag als auch eine Denkmalverträglichkeit der Anbringung erreicht werden konnte. Zudem wurde das Gebäudeensemble behutsam gedämmt, was in der Folge eine Senkung des Energieverbrauchs

ermöglichte. In die Zwischensparrenräume der Dächer wurde eine Einblasdämmung aus Zellulose eingebracht und die Außenwände versah man in den auch in der Vergangenheit verputzten Flächen mit einem dünn-schichtigen Wärmedämmputz, sodass die historische Optik erhalten blieb. Das Thema Nachhaltigkeit erschöpft sich aber nicht nur in der technischen Ausstattung des Komplexes, sondern auch im Erhalt der Bausubstanz. Der marode Dachstuhl des Kühlhauses – sämtliche Binder- und Sparrenfüße waren durch eindringendes Wasser zerstört und die Dachkonstruktion dadurch vollkommen verzogen und aus dem Lot geraten – wurde nicht, wie in den allermeisten Fällen, abgebrochen und neu errichtet, sondern hydraulisch angehoben und wieder in die ursprüngliche Position zurückgeführt. Es erfolgte eine zimmermannsmäßige Instandsetzung der Schäden. Wieweit die Wiederverwendung historischer Baumaterialien geht, zeigt der Umgang mit Glasbausteinen, die für die Belichtung des Kühlhauses verbaut worden waren. Die während der Sanierungsmaßnahmen zum Schutz ausgebauten Glasbausteine waren zum Teil durch Überputzung blind geworden. Die Steine wurden über mehrere Wochen in hochkonzentrierter Zitronensäure „eingelegt“ und konnten dann in gereinigtem Zustand wieder eingebaut werden.

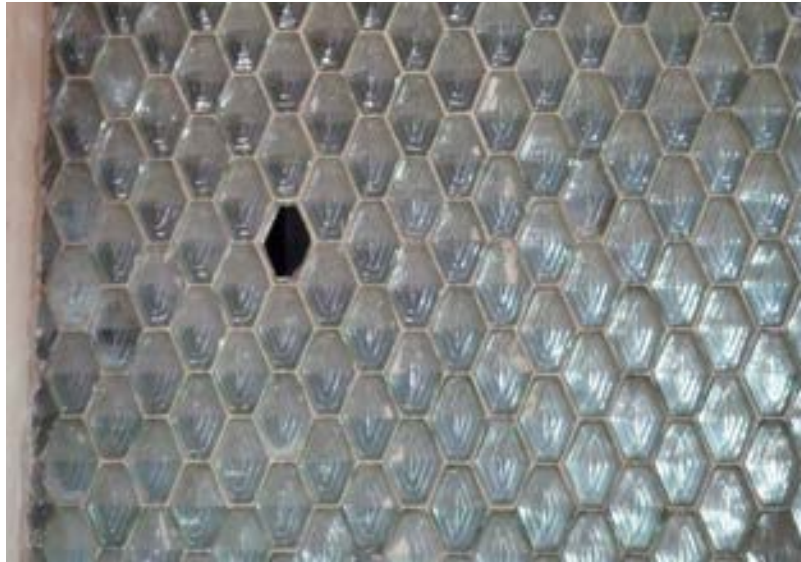
Der schonende Umgang setzt sich auch in den umfangreichen Restaurierungsmaßnahmen an den betonsichtigen Teilen der Fassade fort, die man mit Heißdampf gereinigt hatte, um die über Jahrzehnte festgesetzten Verschmutzungen zu entfernen. Im Inneren der Gebäude waren umfangreiche Betoninstandsetzungen nötig, da die Statik nicht mehr gegeben war. Die Maßnahmen wurden dabei so ausgeführt, dass das Erscheinungsbild exakt dem Vorzustand entspricht, die Statik aber wieder gewährleistet ist. Moderne Akzente setzen die Neubauten, die

anstelle der ursprünglich an die Verbindungshalle anschließenden Schlachthallen entstehen. Es wurde bewusst auf eine historisierende Gestaltung verzichtet, die Neubauten heben sich in ihrer reduzierten Kubatur und die gewählten Materialien von der historischen Substanz ab, ohne in Konkurrenz zu dieser zu treten. Optisch wirkungsvoll platziert ist die vom Kühlhaus zum Wasserturm führende Freitreppe aus einer pulverbeschichteten Alu-Stahl-Konstruktion, die zugunsten des Substanzerhalts außen um den Turm führt und zur Erschließung der Geschosse dient.

Der Wormser Schlachthof ist ein gelungenes Beispiel, wie Denkmalschutz und Klimaschutz unter dem Einsatz moderner Technologien ineinandergreifen. Wenn von allen Seiten das Interesse an qualitativ hochwertigen Lösungen besteht und die historische Bausubstanz als Speicher grauer Energie erkannt und zu nutzen gewusst wird, entstehen zukunftsweisende Lösungen.

DR. KATINKA HÄRET-KRUG

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege*



- 1) Digitale Visualisierung des Schlachthofs
- 2) Angehobener Dachstuhl
- 3) Glasbausteine

Der Mainzer Erdal-Frosch

Werbeikone und leuchtendes Wahrzeichen

Der rote Froschkönig als Markenzeichen und Erkennungssymbol ist unverkennbar seit über einem Jahrhundert mit dem Mainzer Traditionsunternehmen *Werner & Mertz* verbunden. Mehr als 60 Jahre markiert er nun schon hoch thronend und weit sichtbar als überlebensgroße, vollplastische Leuchtreklame den Firmenstandort auf der Rheinachse.

Am 23. Oktober 1867 von den Brüdern Friedrich Christoph und Georg Werner zunächst als *Wachswaren- und Siegelackfabrik Gebrüder Werner* gegründet, firmierte sich das Unternehmen ab Ende der 1870er-Jahre zusammen mit Georg Mertz zu *Werner & Mertz*. 1896 siedelte die Firma aus dem alten Bleichenviertel in die Mainzer Neustadt um. Der neue Standort an der Erthalstraße gab 1901 einem völlig neuartigen Produkt, der „Erdal-Schuhcreme“, seinen Namen. Am Anfang noch ohne Frosch kam dieser schließlich ab 1903 als Markenzeichen hinzu und gehört heute zu den bekanntesten Firmenlogos überhaupt. Der anfänglich in Grün dargestellte Frosch wurde ab 1919 königlich in Purpurrot „gewandet“, denn man glaubte an die verkaufsfördernde Wirkung von adligen Attributen, sodass die ersten Erdal-Dosen auch zusätzlich das Qualitätssiegel „Im Privatgebrauch an Fürstenhöfen“ trugen. Bei der Auswahl des Motivs, das dem Froschkönig aus dem gleichnamigen Märchen nachempfunden ist, spielte eine wichtige Rolle, dass der Frosch durch seine Haut gut vor Feuchtigkeit geschützt ist und er stets einen glänzenden Eindruck macht, so wie die Erdal-Schuhcreme auch die Schuhe schützen und glänzen lassen soll.

Als am 6. Januar 1908 die Fabrik- und Wohngebäude in der Erthalstraße durch einen Brand vernichtet wurden, beschloss man auf der Ingelheimer Aue, etwas außerhalb von Mainz, eine neue Fabrik zu errichten. Nach einem weiteren Großbrand 1917 entstand ab 1918 auf

demselben Gelände ein komplett neues Werk, auf dem dann auch der sogenannte „Froschturm“, das Wahrzeichen der Marke Erdal in Mainz, errichtet wurde. Zwar zerstörte 1944 ein Großangriff alliierter Bomber abermals weit über 80 Prozent des Firmengeländes, verschonten aber den Froschturm.

1960 wurde die seinerzeit noch streng dreinschauende Figur, die ursprünglich aus massivem Beton gearbeitet war, durch einen hohlen Kunststoffguss ersetzt, bei dessen Neuschöpfung das Markenzeichen mit einem freundlicheren Lächeln ausgestattet wurde. Ob als Modell für den Kunststoff-Abguss der einstige Vorgängerfrosch aus Beton verwendet wurde, ist nicht bekannt. Die heutige Großplastik besteht aus zwei Formteilen und wurde aus Polyesterharz und Glasfasermatten in einem Abguss-Verfahren hergestellt. Die Krone wurde als Einzelteil gefertigt und abschließend montiert. Im Innern ließ man ihn zusätzlich mit Leuchtstoffröhren ausstatten, sodass er fortan auch illuminiert werden konnte. Bei dem Erdal-Frosch handelt es sich somit um eine monumentale Leuchtreklame, die zu den ältesten erhaltenen Werbeanlagen dieser Art in Europa gehört und deshalb auch als technisches Denkmal geschützt ist.

Der Frosch, der in den letzten 60 Jahren immer der freien Bewitterung ausgesetzt war, wies im Jahre 2020 neben der Oberflächenverschmutzung auch viele andere Schadensbilder auf, sodass eine Restaurierung unvermeidbar wurde. Die Schäden wurden zunächst von einem Expertenteam für Kunststoff eingehend untersucht und anschließend ein Erhaltungskonzept erarbeitet. Das Team bestand aus Professoren der TH Köln, des Instituts für Kunststofftechnik der Universität Stuttgart sowie freiberuflichen Restauratoren, einem Architekturbüro, Denkmalpflegern und dem Institut für Steinkonservierung e. V.



- 1) Der sogenannte Froschturm 1901
- 2) Frosch in Bearbeitung im November 2019
- 3) Nach der Restaurierung 2. Juli 2024

Neben Details zur Herstellungstechnik der Skulptur, waren auch die Schäden, wie Ausdünnung bzw. Abtragung der Schichtstärke, Schimmelbildung und das Ablösen der einzelnen Kunststoffschichten sowie deren Ursachen von Interesse. Der 3,80 m hohe Glasfaser-Polyester-Frosch auf Betonsockel wurde einer Oberflächenreinigung unterzogen, ebenso konnten mittels Trockeneisverfahren lose Lackrückstände aus einer Überarbeitungsphase der 1980er-Jahren entfernt werden. Bereiche in denen sich der Glasfaserverbund z. B. durch das Eindringen von Flechten destabilisiert hatte, konnten mit Epoxid-Gießharz „wasserklar“ konsolidiert werden. Nach der Reinigung und der Ausbesserung von Fehlstellen folgten die Sanierung des Betonsockels, die komplexe Installation einer modernen energieeffizienten Beleuchtung sowie eine neue Lackierung. Die neue Farbfassung,

die sich am historischen Original orientiert, wurde aus Denkmalschutzgründen auf einer Zwischenschicht ausgeführt, sodass der Originallack erhalten blieb. Insgesamt haben Turm- und Froschanierung gut eine halbe Million Euro gekostet, die vom Land Rheinland-Pfalz mit 50.000 Euro gefördert wurden.

Im Sommer 2024 erfolgte die Aufstellung an neuem Standort. Einem Turm mit Glasfassade an der Rheinallee unweit der Hauptverwaltung des Firmensitzes von *Werner & Mertz*. Als sichtbares und hell erleuchtetes Wahrzeichen begrüßt der Erdal-Frosch nunmehr wieder die anreisenden Besucher der Landeshauptstadt.

CLAUDIA GERNER-BEUERLE

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Restaurierung*



Reisen...
und
mehr

Abbildungsnachweis

Umschlaginnenseite: Wormser Dom, Ansicht von Westen (Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege)
verso 3: Worms, Luther-Denkmal (Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege)
S. 2: Trier, Steipe am Hauptmarkt (Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege)
S. 62: Kirchheimbolanden, Stadthauturm (Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege)
S. 64: Kirchheimbolanden, Vorstadtturm (Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege)

Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege: Umschlaginnenseite, verso 3, S. 2; Barthel + Maus, Ingenieure und Architekten GmbH, Gutachten über den statisch-konstruktiven Zustand und notwendige Instandsetzungsmaßnahmen, 2019: S. 9 Abb. 3; Jan Landschreiber: S. 11 Abb. 1, 2; Büro Kayser und Böttges, Bartel und Maus: S. 11 Abb. 3; Stadtverwaltung Andernach: S. 15 Abb. 1, 2a; Karen Keller und Christina Brakebusch, Untersuchungsbericht, 2024: S. 15, Abb. 2b; Mikroanalytisches Labor Jägers, Bornheim, 2024: S. 15 Abb. 3; Jutta Hundhausen: S. 19 Abb. 1, 2; Gerhard Fleischer (augenmass@me.com): S. 21 Abb. 1, 2; Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN): S. 21 Abb. 3; Privatsammlung Manfred Böckling: S. 25 Abb. 1 (Foto: vermutlich Francis Frith); Stadtarchiv Neustadt an der Weinstraße: S. 31 Abb. 1; Landesarchiv Speyer: S. 31 Abb. 3 (Sig. LA Speyer, W 1 1779); Fotoarchiv, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 33 Abb. 1, S. 51 Abb. 1, 2; Laura Grallert, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 33 Abb. 2; Kent Michaelis, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 33 Abb. 3; Stadt Kaiserslautern, Untere Denkmalschutzbehörde: S. 35 Abb. 1–3; Nana Magnus (Nachlass Dieter Magnus): S. 39 Abb. 1, 2; Lucy Liebe, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 43 Abb. 1–3; Georg Peter Karn (Privatbesitz): S. 45 Abb. 1; Stadtarchiv Ludwigshafen: S. 47 Abb. 1, 2; Jürgen Huber, Ludwigshafener Kongress- und Marketing-Gesellschaft mbH: S. 47 Abb. 3; Dieter Krienke, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 53 Abb. 1, S. 57 Abb. 2, 3; Mirko Monschauer, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 53 Abb. 2; Dominik Ketz: S. 53 Abb. 3; Vanessa Evard: S. 55 Abb. 1 (Foto: 2023); Maximilian Kürten: S. 55 Abb. 2 (Foto: 2019); Stadtarchiv Speyer: S. 57 Abb. 1 (Sig. StA Speyer, 233-1, Reg. Nr. 025728); der MATADERO | Heimat für Geschmack Alter Schlachthof GmbH & Co. KG: S. 59 Abb. 1, 2; Roswitha Kaiser, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 59 Abb. 3; 1901–2001. 100 Jahre Erdal. Markenqualität im Zeichen des Frosches, hg. v. Werner & Merz GmbH. Mainz 2001, S. 121: S. 61 Abb. 1.

*Alle übrigen Bilder von den Autor:innen.
Abb. Umschlagaußenseite vgl. Einzelbeiträge.*





Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

LANDESDENKMALPFLEGE

Impressum

Herausgeber:

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz

Direktion Landesdenkmalpflege

– Erthaler Hof –

Schillerstraße 44

55116 Mainz

Telefon: 06131 / 2016-203

Telefax: 06131 / 2016-11

www.gdke.rlp.de

Text- und Bildredaktion: Karola Sperber M. A., Mirko Monschauer M. A.,

Dr. Georg Peter Karn

Satz: Astrid Papendick M. A.

Mainz 2024